Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Visual Library

Im Seebad.

Von Chr. Schömperlen.

Mit dem Seebad sollt ichs einmal probieren, so hat mir der Doktor geraten. Seit Jahren schon plagt mich nämlich ein nervöses Leiden. Verschiedene Aerzte habe ich nacheinander gefragt und ihre Ratschläge befolgt; auch zu einem Professor bin ich gegangen, aber keiner hat mir von dem Uebel helfen können. „Jetzt gehst zum Pfarrer Kneipp", habe ich mir endlich gesagt, „der bringts gewiß weg." Im Jahr zuvor war ich nämlich in Wörishofen wegen einem andern Leiden, das mich viele Jahre lang plagte, und die Kneippkur hatte mir vortreffliche Dienste geleistet, ich fühlte mich, trotz meiner 60 Jahre, die ich auf dem Buckel hatte, wie ein Junger, als ich dem Herrn Pfarrer meinen Dank aussprach, und mit Händedruck von ihm Abschied nahm.

Aber wie es so geht im menschlichen Leben: wenn ein Uebel überwunden ist, stellt sich manchmal gar bald ein anderes ein. Zu einem Fenster jagt man die Mücken hinaus und zum andern kommen die Schnaken herein. Vielleicht ists darum, daß man nicht zu übermütig wird und in Versuchung und Stricke fällt.

Also gings mir, ich bekam ein anderes Leiden. Singen und Surren im Kopf. Nun kein Doktor helfen konnte, hatte ich hundert für eins gewettet: der Pfarrer bringts weg. Aber schätze ka fehle, sagt der Schwabe. Fünf Wochen bin ich barfuß gelaufen, habe Wasser getreten und Güsse genommen — alles umsonst, bin mit meinem Brummschädel wieder heimwärts gezogen.

Nachher hab ichs auch mit einem Naturdoktor, einem Bauersmann im Murgtal probiert und merkwürdig, der hat mir das Gleiche gesagt wie der Professor: das ist schwer heilen. Jahrelang habe ich dann niemanden mehr gefragt, und es ist auch so etwas besser geworden.

Nachdem ich das 10jährige Jubiläum dieses unliebsamen Gastes hätte feiern können, dem ich aber diese Ehre nicht antat, frug ich wieder einen Doktor und der meinte, daß mir die frische Seeluft gut tun würde. Und so meinte ich auch; denn das Jahr zuvor, als ich eine Reise nach Berlin machte, kam mir die Lust an, auch Hamburg zu sehen. Wie ich nun da im Hafen herumfuhr und die schönen und großen Schiffe sah und das Leben und Treiben, hätte ich gar zu gern auch eine Seereise gemacht.

Nach Amerika war es mir zu weit, auch war der Geldbeutel nicht dazu eingerichtet und so entschloß ich mich, nach Helgoland zu fahren. Ein Matrose, den ich hierwegen fragte, sagte mir, daß am andern Tag die Prinzessin Heinrich die Reise nach Helgoland mache und ich da wohl mitfahren könnte. In so vornehmer Gesellschaft diese Fahrt zu machen, das leuchtete mir ein. Ich kannte ja den Prinzen Heinrich, das heißt, ich hab ihn einmal gesehen, damals ehe er nach China reiste und zuvor nach Baden-Baden kam, um von Onkel und Tante, dem Großherzog und der Großherzogin Abschied zu nehmen, das gäbe ein Anknüpfungspunkt, so meinte ich.

Anderntags war ich frühzeitig auf dem Schiff, das nach Helgoland fahren sollte. Als ich den Steuermann fragte, ob die Prinzessin Heinrich auch schon da wäre, schaute mich der zuerst verwundert an, dann sagte er mit Lachen, ich sollte nur hinuntergehen in den Damen-Salon, da werde ich sie finden. In dem Salon war niemand, an der Wand aber entdeckte ich ein Frauenbild, darunter stand: Prinzessin Heinrich. Nun merkte ich den Butzen, ging noch einmal hinaus auf die Landungsbrücke und betrachtete das Schiff von außen; da stund mit großen Buchstaben am Schiff: Prinzessin Heinrich.

Also fuhr ich doch mit Ihr! Und recht gut habe ich mich unterhalten und ein flottes Mittagessen bekommen.

Einen Tag widmete ich Helgoland und dann ging es wieder zurück nach Hamburg. Solange ich auf der See und auf der Insel war, fühlte ich mich sehr wohl und im Kopf ruhten die Plagegeister.

Noch einmal und länger in der Seeluft und du bist kuriert, so glaubte ich.

In den ersten Tagen des August trat ich die Reise an, das Reiseziel war die Insel Borkum. Den Rhein hinunter und nicht zu schnell, denn immer wieder erfreut es, das herrliche Rheingebiet von Mainz bis Bonn zu schauen. Darum machte ich in Mainz die erste Station. Wie hat sich diese Stadt herausgeputzt, seitdem die rauchigen Bahnhofgebäude am Rhein verschwunden sind. Der herrliche Strom liegt jetzt frei da und die Menschen, die aus der Stadt herauskommen, finden schöne Spaziergänge und Ruheplätze am Ufer des Stromes mit dem lebhaften Schiffsverkehr. Ein Stolz der Mainzer ist die neue Kaiserstraße, vom Bahnhof nach dem Rhein führend. Eine Doppelstraße ist es, mit herrlichen Baumanlagen und Blumenbeeten. In der Altstadt ist ein außerordentlich reger Verkehr und sowohl in den brei-

ten Straßen wie in den engsten Gäßchen herrscht eine musterhafte Sauberkeit. Gerade die letzteren zu durchwandern, die Gassen und Gäßchen, ist in einer solchen Stadt besonders interessant; zu sehen, wie die Masse des Volkes wohnt, lebt und arbeitet.

Andern Tags ging die Reise mit dem Dampfboot nach Rüdesheim. Das Niederwalddenkmal, ein Zeuge deutscher Macht und Einheit, ladet zum Besuche ein, und so oft man da hinaufgeht, fühlt man sich gehoben von der Großartigkeit dieses Denkmals und der Schönheit seiner Umgebung. Dann geht die Fahrt weiter Rheinabwärts, wo auf beiden Seiten prächtige Landhäuser, Städte und Dörfer sich aneinander reihen, wo der Rheinwein gedeiht und die Höhen mit Burgen und Schlössern geziert sind. Vorbei an Koblenz mit dem prächtigen Kaiser-Wilhelm-Denkmal, nach Bonn, der Universitätsstadt. Hier ist das Leben und Treiben nicht so bewegt wie in Mainz. Bonn macht den Eindruck, als ob sichs hier ruhig und vornehm leben lasse, wenn man nämlich das nötige Klein- und Großgeld dazu hat. Hier hören die Schönheiten des Rheingebietes auf, darum benutzt man zur Weiterfahrt nach Köln die Bahn.

Kölner Dom und kölnisch Wasser sind die Wahrzeichen dieser Stadt. In den Hauptstraßen ist ein Leben und Treiben, daß es einem, der von einer kleinen Stadt kommt, ganz schwindelig wird. Die elektrischen Wagen nämlich sind es, die dem Neuling ein Gefühl der Unsicherheit verursachen, denn es gehört große Vorsicht dazu, wenn man eine Straße überschreiten will, alle Augenblick schnurrt so ein unheimliches Ding bald vor, bald hinter einem daher. Aber wenn man eine Zeitlang dem Treiben zugesehen und sich orientiert hat, sagt man sich, daß diese Art Fuhrwerk nicht nur bequem, sondern auch billig ist. Wenn man vom Bahnhof nach irgend einer Straße oder einem Gasthof will, so braucht man höchstens ein paar Minuten auf der Straße zu warten und flugs kommt der Wagen daher, der an den gewünschten Ort führt, man wird nicht müde, spart Zeit und zahlt nur 10 Pfennige.

Jetzt gehts in den Dom. Hier heißt es aber nicht wie bei der „Kapelle still und klein, sie ladet den Pilger zum Beten ein". Wenn nicht alle, so doch die meisten Fremden, die nach Köln kommen, besuchen den Dom, um die Größe und Pracht des Bauwerkes zu bewundern — um zu schauen, innen wie außen. Zum Beten scheint der Dom zu großartig zu sein und zu unruhig. Die meisten laufen darin herum und gehen, wenn sie alles gesehen haben, wieder hinaus in das Getriebe der Großstadt.

So im Vorbeigehen grüßen einen die Schilder der verschiedenen Farinas: Johann Maria, Maria Karola, und andere mit getauften und ungetauften Vornamen, wie sie alle heißen. Sie laden zum Kaufen ihres wohlriechenden Wassers ein. Wenn nur jeder, der nicht in gutem Geruch steht, sich damit helfen könnte!

Eine großartig angelegte Straße ist die Ringstraße. Da stehen Häuser wie Paläste, eins am andern. Man sollte meinen, daß hier lauter Millionäre wohnen, wenns nicht alle sind, so doch ein Teil davon. Etliche werden mehr und die andern aber etwas weniger haben; denn nicht immer hat der am meisten, der ein großes Haus und Getuns hat. Die großen Häuser lasten oft schwer auf dem Besitzer und machen das Glück nicht aus. Da wohnt manchmal einer bescheiden im Hinterhaus, der glücklicher und zufriedener ist, als sein Hausherr.

Weiter geht die Reise durch das Kohlengebiet. Hohe Schornsteine ragen in die graue Luft hinein, Straßen und Häuser sind schwarz von Kohlenstaub und Kohlenrauch. „Wie man nur hier auch leben kann?" sagte ich zu einem Herrn, der kurz zuvor eingestiegen war. „Ganz gut", sagte dieser. Er habe früher mehrere Jahre im schönen Rheingau gewohnt, sei da öfter von Schnupfen und Katarrh befallen worden und habe immer 8 bis 14 Tage darunter zu leiden gehabt. Seitdem er im Kohlenrevier wohne, sei es viel besser. Stelle sich einmal ein Schnupfen ein, so sei er in ein paar Tagen überwunden, der Kohlenstaub, den man einatmet, wirke besser als ein Mittel aus der Apotheke. Der Herr sah auch ganz gesund und munter aus.

Die Berge sind verschwunden. Niederer Baumwuchs und viel Haideland bietet sich dem Auge dar. Weidende Viehherden und Pferde in der Freiheit beleben das einförmige Gelände, da und dort sieht man eine Windmühle. Die Fahrt geht durch Westfalen.

Emden, so heißt die Endstation der Landreise, ist eine Stadt von 17 000 Einwohnern und gehört zur Provinz Hannover. Hier besteigt man das Dampfboot, welches durch die Ems in die Nordsee nach Borkum führt. Einige Seemöven begleiten das Schiff. Mit ihren langausgebreiteten Flügeln schießen sie bald über die Wasserfläche dahin, bald schweben sie über dem Schiff und fangen die ihnen zugeworfenen Brotstückchen auf.

Die Fahrzeit nach der Insel Borkum dauert etwa drei Stunden. Zur Rechten sieht man die

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

ostfriesische Küste, zur Linken die holländische Küste. Immer weiter treten die Gelände zurück, kaum sieht man noch etwas davon, sonst nichts als Himmel und Wasser, dann und wann begegnet man einem Schiff. Weiter draußen kommt man an einer Sandbank vorbei, da sitzen ganz gemütlich ein halb Dutzend Seehunde und sonnen sich.

Endlich zeigen sich die Leuchttürme von Borkum — es wird Abend und der Wellenschlag kräftiger, so daß man sich nach festem Boden sehnt.

Vom Schiff gehts über eine lange Brücke nach der Eisenbahnstation. In etwa 20 Minuten wird die sieben Kilometer lange Strecke gefahren. Von der Brücke weg ruht der Bahnkörper eine Strecke weit auf Pfählen, auf beiden Seiten der Bahnlinie ist Wasser; man fährt durch das sogenannte Watt. Wenn die Flut kommt, wird das Watt überschwemmt, zur Zeit der Ebbe bildet es eine große Sandbank.

Die Dämmerung hat begonnen, als der Zug sich in Bewegung setzte und kalter Regen rieselte herunter. Ein düsteres Bild bot sich dem Auge dar, wie man so dahinfuhr zwischen den Wassern. Mich überkam ein Gefühl des Heimwehs und der Reue, daß ich weggegangen bin aus dem schönen Badener Land in diese traurige Gegend.

Endlich tauchten die Lichter von Borkum auf. Am Bahnhof im Orte war ein reges Leben und noch lebhafter war es in dem Speisesaal des Hotels, wo ich mein Absteigquartier nahm. Mehr als hundert Personen, Herren, Frauen und Kinder waren in heiterer Stimmung beim Abendessen versammelt. Ich erhielt ein schönes, geräumiges Zimmer und sah bald, daß die Einrichtung des Hotels so gut war, wie man es in einer großen Stadt oder einem feinen Badeorte nicht besser verlangen kann.

Hell schien die Sonne am andern Morgen auf die Insel hernieder. Mein erster Gang war nach dem Meeresstrande. Vom Orte aus führen die Straßen aufwärts dahin. Ist man oben bei der Strandmauer, so bietet sich dem Auge ein überraschender Anblick dar. Unterhalb der Mauer ist der Strand und hier stehen 12—1500 Zelte, auf jedem ein Fähnchen, lustig im Winde flatternd, ein überaus farbenprächtiges Bild und dann die Nordsee mit dem ewigen Wechsel von Ebbe und Flut.

Die trüben Gedanken vom Abend zuvor waren längst gewichen und ich freute mich, hierher auf diese Insel gekommen zu sein, um das Leben und Treiben an der See kennen zu lernen.

Die Insel Borkum ist 8 Kilometer lang und 4 Kilometer breit und hat 2200 Einwohner, sie gehört zur preußischen Provinz Hannover. Es befinden sich da eine katholische und eine protestantische (reformierte) Kirche, sowie eine lutherische Kapelle. Zwei große Leuchttürme stehen auf der Insel. Im Ort und dessen nächster Umgebung sind Straßen und Gehwege mit Backsteinen belegt. Die Insel besteht meist aus kleinen Sandhügeln (Dünen), da und dort trifft man hohes, hartes Gras wie unsere Binsen, meist dornigs Gestrüpp, dazwischen kleine Blümchen, wie unsere Dreifaltigkeitsblümchen. Auch die Pirola trifft man hier, ein herziges Blümchen, unserem Maiglöckchen ähnlich. In der Mitte des Ortes befindet sich aber eine saftige Wiese, da weiden Pferde und Kühe.

Vor den meist kleinen Häusern befinden sich Gärtchen mit Blumen und Bäumchen. Vor jedem Hause und Häuschen ist eine Veranda, ein Anbau mit Glasverschlag, da halten die Fremden ihre Mahlzeiten, denn in jedem Hause befinden sich Zimmer zum Vermieten. Im Orte und besonders am Strande sind große Hotels. Im ganzen können auf der Insel über 7000 Fremde beherbergt werden und in den Monaten Juli und August ist meist alles besetzt. Ueberall im Orte herrscht große Sauberkeit; auch ist Wasserleitung und Kanalisation vorhanden. In den zahlreichen Gasthöfen ist Essen und Getränke gut und nicht teurer als hier zu Lande.

Mancher meint vieleicht, ein mehrwöchentlicher Aufenthalt auf einer solchen Insel müßte langweilig werden, dem ist jedoch nicht so. Das Wasser bietet durch seine Ebbe und Flut immer Unterhaltung. Stundenlang kann man in seinem Zelte sitzen, um das Brausen und Zischen zu sehen und zu hören zur Flutzeit. Man geht spazieren hart am Wasser, soweit es die anstürmenden Wellen gestatten. Besonders interessant ist es, auf die Landungsbrücke hinaus zu gehen. Man steht da mitten im Wogen und Brausen, aber ehe man sichs versieht, kommt eine Welle daher, zuerst glatt und sachte, aber auf einmal steigt sie vor der Brücke mehrere Meter hoch auf und verabreicht den Daraufstehenden einen kräftigen Guß, dann ist es hohe Zeit, sich zurückzuziehen.

Jagdliebhaber können auf die Seehundsjagd gehen, was aber etwas kostspielig ist.

Einen besonderen Reiz bildet das Seebad. Der Badeplatz für Männer und Frauen ist gesondert. Das Baden besteht nicht wie bei uns im Schwimmen, sondern im Auffangen oder sich Stemmen gegen die Wellen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Am Badeplatz stehen außer einigen Schuppen, worin sich Kasse und Wäsche, sowie Kabinette zum Aus- und Ankleiden befinden, über hundert zweirädrige Karren, ungefähr so wie unsere Schäferkarren. Das Badbillet besteht in einer Nummer, welche der Reihe nach ausgegeben werden. Auf erhöhtem Platz steht ein Mann, der nacheinander die Nummern ausruft, für diejenigen, die sich in einem der Wagen aus- und ankleiden wollen. Ist man im Wagen, so wird dieser von dem Wärter bis an das Wasser vorgeschoben. Je stärker die Flut, desto größer das Vergnügen der Badenden. Kommt eine Welle, so fängt man sie mit dem Rücken auf, die Badenden verschwinden dann für einen Augenblick, sie sind bedeckt von Wasser und Schaum. Bei dem Wechsel der Wellen im Kommen und Zurückgehen vergißt sich manchmal ein Badender und kommt über die gesteckten Warnungszeichen hinaus, dann ertönen so lange Hornsignale, bis der Verirrte merkt, daß es ihm gilt, und er zurückkehrt.

Während der Badezeit sind nämlich Wächter mit langen Hupen aufgestellt, welche ein scharfes Auge auf die Badenden haben und bei dem geringsten Versehen ihre Warnungssignale geben.

Bei starkem Wind und dadurch verursachtem stärkeren Wellenschlag steht noch ein besonderer Wächter da, welcher an der Mütze die Bezeichnung „Schwimmer" hat. Es ist dies ein kräftiger Mann, der die Pflicht hat, einem in Not Geratenen beizustehen, was ein schweres Stück Arbeit ist.

Auch ein Rettungsnachen steht auf einem Wagen am Strande bereit, bei Gefahr ins Wasser hineingeschoben und flott gemacht zu werden. Hat sich ein Badender aber soweit hinausgewagt, daß der Rettungskahn flott gemacht werden muß, so ist seine Rettung schwer möglich. Die fort und fort heranbrausenden Wellen schlagen ihn zu Boden und er weiß dann im Schaum und Gist der Wellen nicht mehr die Richtung nach dem Lande, besonders wenn ihm das salzige Wasser in die Augen kommt. Ein solcher Fall kommt glücklicherweise höchst selten vor, dank der Aufmerksamkeit der Wächter mit den Hupen.

Während der Badezeit sind die Badeplätze abgesperrt, nur oberhalb derselben dürfen Spaziergänger gehen. Am Frauenbadplatz wird dieses Verbot strenger gehandhabt als an dem für Männer. Ich traf da einen Wächter, der die Hand in der Schlinge trug und ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein. Im Verlauf desselben blieb ich einmal stehen und schaute ins Meer hinaus. „Entschuldigen Sie," sagte der Mann, „spazieren gehen darf man hier aber —" „Aha", sagte ich lachend, „aber nicht stehen bleiben und da hinausschauen." Der Wächter wollte sich weiter entschuldigen, was ich aber für unnötig hielt, da er ja hierfür da sei. Er erzählte mir nun, daß ihm vor einigen Tagen ein Herr sehr grob gekommen sei, als er ihn auf die Vorschrift aufmerksam gemacht hätte; der „Herr" verlangte von ihm einen Ausweis darüber, ob er überhaupt hier etwas zu sagen hätte. Auf dieses hin hätte er, der Wächter, sich dann mit der Bitte an das Kurkomitee gewandt um etwas Schriftliches, sonst wolle er lieber diesen Posten aufgeben. Denn ich will meine Ehre am Strande nicht begraben, sagte er.

Ich bedauerte den Mann und mußte bekennen, daß manchmal unter einem rauhen Kittel mehr Anstand und Zartgefühl steckt als unter dem feinsten Rock.

Die Bewohner der Insel sind durchweg sehr höflich und zuvorkommend gegen die Fremden. Unter sich sprachen sie plattdeutsch oder holländisch, mit dem Fremden ein gutes deutsch. Mein Zelt hatte die Nummer 22, im Munde des Besitzers twentwennig.

Früher vor Jahrhunderten betrieben die Borkumer den Walfischfang und kamen dabei bis in den hohen Norden hinauf. Spuren aus jener Zeit sieht man jetzt noch, indem einige Gärten mit Walfischrippen eingezäunt sind, sie sehen aus wie alte eichene Flöcklinge.

Heute besteht der Verdienst der Borkumer aus dem, was sie im Sommer an Fremden verdienen.

Es sind fast lauter Norddeutsche, die ihre Sommerferien hier zubringen; viele Berliner Familien; denn für die Kinder gibt es keinen schöneren Aufenthalt als an der See, auch gesundheitlich ist er der Jugend wie den Alten sehr zuträglich. Frische Luft und nur schwachen Temperaturwechsel, der in der Zeit meines Aufenthaltes höchstens vier Grad betrug, von 12 bis 16 Grad Reaumur. Zum Spielen haben die Kinder hier ihre Lieblings-Elemente, Wasser und Sand. Die Meisten rücken mit Schaufeln aus, Alt und Jung. Mehrere Meter hohe Berge Sand werden aufgeschaufelt und oben hinauf wird das Zellt gestellt und Strandkörbe, so daß die ganze Familie wie auf einer Burg tront. Unten herum ist der Festungsgraben und wenn die Flut kommt, so füllt sich dieser mit Wasser. Knaben und Mädchen sind einfach und leicht gekleidet; aufgeschürzt bis über die Knie patschen sie im Wasser herum und bleiben auf ihren Sandhügeln stehen, bis die Flut Stück für Stück abschwemmt. Und wie munter sind alle, sehen gesund aus und haben Backen wie

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

die Posaunenengel, denn die Seeluft macht Appetit, namentlich wenn man bei Wind und Wetter draußen ist.

Kinder, welche allein die Seeluft genießen sollen, finden Aufnahme und gute Verpflegung in einem hiefür erbauten Asyl.

Zur Abwechslung spielten die Knaben soldätles. Es gibt eine blaue, rote und gelbe Kompagnie, sie tragen Gewehre und die Offiziere Säbel, auch hat jede Kompagnie ihre Fahne. Jeden Morgen treten sie zu bestimmter Stunde an zum Exerzieren und Manöverieren und die Herren Knaben-Offiziere schnurren und schnauzen ihre Soldätlein gerade so an wie mans zuweilen auf den Exerzierplätzen hört. Auch eine Mädchen-Kompagnie ist da, als Waffe führen sie die Schaufel. Vielleicht ist dies ein Zukunftsbild.

An musikalischen Genüssen fehlt es auf der Insel nicht. Es ist eine ständige Kurkapelle da, welche jeden Morgen vor einem andern Hotel ihre Weisen ertönen läßt. Sodann ist von 11—12 Uhr vormittags in einer großen Wirtschaftshalle am Strande Konzert. Abends desgleichen, wo dann regelmäßig das sogenannte Borkumlied gesungen wird. Es heißt nämlich, daß nach Borkum keine Juden kommen dürfen, und das Borkumlied gibt diesem Gedanken Ausdruck. Es wird aber wohl dann und wann vorkommen, daß doch ein Israelite da ist und zur Täuschung seiner christlichen Mitmenschen den Schluß-Refrain des Liedes: „Er muß hinaus!“ kräftig mitsingt.

Auf Borkum befindet sich auch eine Rettungsstation für Schiffbrüchige. Die Rettungsmannschaft hält ihre Uebungen ab wie die Feuerwehr. Auf einem erhöhten Punkte in den Dünen ist ein Mastbaum aufgerichtet, welcher ein in Gefahr sich befindendes Schiff darstellt. Durch eine Rakete, die nach dem Mastbaum abgefeuert wird, kommt eine Schnur dahin, die von einem auf dem Maste Sitzenden aufgefangen wird. An die Schnur ist ein stärkeres Seil befestigt, samt dem Rettungsapparat, dieses zieht der oben Sitzende nach sich und befestigt es. Die zu Rettenden steigen nach einander den Mast hinauf und werden durch den Apparat heruntergelassen.

Die Rettung Schiffbrüchiger ist oft mit großen Gefahren verknüpft, da diese von einem großen Rettungsnachen aus geschieht. Schon das Herankommen an ein Schiff ist bei Sturm sehr schwierig. Ich sah öfter zu, wie kleine Segelboote, die zu Spazierfahrten verwendet werden, bei Sturm eine Viertel bis halbe Stunde direkt bei der Landungsbrücke hin- und hergeworfen wurden, bis die Passagiere aussteigen konnten. In den Straßen gegen den Strand blies der Wind manchmal so heftig, daß schwächere Leute nicht fortkommen konnten, dann wirft es an manchen Stellen soviel Sand auf, daß man ihn wegschaufeln muß, wie man bei uns im Winter den Schnee wegschaufelt.

Der Sand hat die gute Eigenschaft, daß er die Kleider nicht beschmutzt. Ob man sich in hellen oder dunkeln Kleider in den Sand legt, sie sind nach dem Abschütteln so sauber wie vorher. Nach Zurückgehen der Flut liegen tausende kleiner Muscheln auf dem Sande und dieser ist so fest, daß man sofort darüber gehen kann.

Auf der Insel befindet sich auch eine sogen. Vogelkolonie, da nisten und brüten die Möven. Diese Vögel haben es wie die Menschen, sie wohnen in Gemeinschaften nahe bei einander. Auf Helgoland befinden sich die Brutstätten der Möven oder wie sie dort heißen, der Lumen, auf einem Felsen, der Lumenfelsen genannt. Nach der Vogelkolonie wird meist gefahren auf hochgebauten-Wagen, weil die Fahrt oft durch sumpfiges Gelände oder durch Wasser geht. Auf der Insel gibt es Schafe, die gemolken werden, die Milch hat einen Geschmack ähnlich der Ziegenmilch. Die Helgoländer hatten bis vor wenigen Jahren keine andere Milch als Schafmilch. Die Schafe befinden sich tagsüber im Freien, es wird ein Pfosten in den Boden geschlagen und das Schaf an einem langen Seil daran gebunden, so daß es Wandel zum Weiden hat. Zur bestimmten Zeit kommt die Frau mit einem Topf und milkt das Schaf.

Der Ort Borkum ist mit Wasserleitung und Kanalisation versehen. Das Wasser wird aus dem Boden herausgepumpt und schmeckt wie bei uns das Grundwasser. Das Seewasser kann man wegen seines starken Salzgehaltes weder zum Kochen noch zum Waschen brauchen.

Der Abfluß aus den Kanälen geschieht in die Nordsee. Es ist eigentlich schade, daß hierdurch soviel Düngerkraft verloren geht; man könnte damit nach und nach aus dem Sandboden fruchtbare Felder oder Wiesen machen. Es geschieht die Ableitung aber der Gesundheit und Reinlichkeit, besonders der Kurgäste wegen, auf welche die Inselbewohner allein mit ihrem Verdienst angewiesen sind.

Außer der ständigen Kurmusik kommen auch noch andere Musiker- und auch Sänger-Gesellschaften auf die Insel, welche sich hören lassen. Jeden Mittag während des Essens kam ein Ausrufer in das Hotel, um zu verkünden, was nachmittags und abends zur Unterhaltung geboten wurde. Dieser Ausrufer, ein alter Mann und Original ist ein

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Liebling der Kurgäste, besonders der Kinder. Freudige Zurufe und Händeklatschen kündigten jeweils seinen Eintritt in den Speisesaal an. Jedesmal begrüßte er zuerst das Wirtstöchterlein, welches an einer Tafel mit dem Verteilen der Bestecke beschäftigt war, und wechselte freundliche Worte mit ihr; dann erst widmete er der Gesellschaft seine Aufmerksamkeit. Er durchschritt den Saal und stellte sich am oberen Ende auf. Nach einem Zeichen mit der Glocke begann er seinen Vortrag: Ik hawe die Aehre, den geehrten Errschaften begannt zu geben, daß usw." Man mußte schon ein paar Tage da sein, um alles zu verstehen. „Konzert auf Uzholm und abends Reongnionk in Köhlers Strandhotel" und was alles noch bekannt gegeben wurde. War das Wetter schön, so leitete er seinen Vortrag gewöhnlich mit den Worten ein: „Es freut mich für die geehrten Herrschaften, daß wir heute so schönes Wetter haben", auch konnte er sagen, wenn der Saal dicht besetzt war: „Es freut mich, so viele Herrschaften hier beisammen zu sehen." War ein Regentag, so gab er den Trostspruch: „Wir haben heute schlechtes Wetter. Morgen wird es besser sein." Die Damen tröstete er noch besonders damit, daß sie sich abends bei der Reunion warme Füße tanzen können. Wurde ihm nach vollbrachter Arbeit ein Glas Wein kredenzt, so trank er „auf das Wohl der Gesellschaft"; erhielt er aber gar ein Glas Rotwein, so trat er mit erhobenem Pokal in die Mitte des Saales und rief: „Lasset uns trinken und fröhlich sein".

An den Abenden ist die Strandstraße in Borkum so belebt, wie die Promenade in Baden-Baden. Besonders an hellen Tagen ist es ein erhebendes Schauspiel, wenn die Sonne ihre letzten Strahlen in das Meer taucht und die Fluten vergoldet.

Von Borkum werden Ausflüge nach den verschiedenen Inseln gemacht, nach Norderney, Sylt, Helgoland usw.. Auch gibt es jede Woche eine Fahrt nach der holländischen Stadt Groningen. Mit dem Dampfschiff fährt man zur holländischen Küste nach dem Hafenplatze Delfzyl, von da mit der Eisenbahn nach der Universitäts- und Garnisonsstadt Groningen; dieselbe hat 60 000 Einwohner. Bei der Landfahrt fallen besonders die vielen Kanäle auf, statt der Straßen wie bei uns hat man dort vielfach Kanäle.. Man sieht viele einzelne Gehöfte, welche mit Bäumen und Zäunen umgeben sind. Ein schönes zweistöckiges Gebäude mit hohen Fenstern ist das Herrenhaus, ein besonderes Gebäude für die Dienstleute steht daneben, niedrig und mit kleinen Fenstern, hinter diesem Scheuer und Stallung. Man sieht große und schöne Viehherden auf der Weide, auch Pferde, Schafe und Ziegen.

Groningen ist eine schöne und saubere Stadt. Die Sauberkeit ist in Holland sprichwörtlich. Die Häuser der Stadt haben auffallend hohe Fenster und auf dem Turm der Hauptkirche ist ein schönes Glockenspiel. Auf dem „Großen Markt", dem Marktplatz, war eben Wochenmarkt, als ich hinkam. Außer Gemüsen, Fischen usw. waren ganze Körbe voll kleine Aale, die nicht besonders appetitlich aussahen für den, der kein Liebhaber dieses Gewürms ist, auch waren Trödler mit ihren alten Sachen da. Ferner wurden Hunde auf dem Markt herumgeführt und zum Kauf angeboten. In einem großen Korb befanden sich kleine junge Hunde, die feil geboten wurden.

Besonders auffallend war der Kopfputz einiger Bauernfrauen. Außer einem Häubchen trugen sie handgroße, weiße oder gelbe Metallplatten auf dem Kopf und zwar sind diese echtes Silber oder Gold und bilden ein kostbares Familienstück.

In den letzten Tagen meines Aufenthaltes auf Borkum gab es eine große Ueberraschung für die Kurgäste. Die deutsche Kriegsflotte kam von Helgoland herüber und legte sich bei der Insel vor Anker. Es war ein majestätischer Anblick, als die Schiffe, 25 an der Zahl, daher kamen. Kurz nach ihrer Ankunft wurde eine Depesche vom Kriegsministerium in Berlin am Bahnhof angeschlagen des Inhalts, daß den Gästen auf Borkum die Besichtigung der Schiffe gestattet sei.

Viele Offiziere und Matrosen kamen auf die Insel. Bei eingetretener Dunkelheit traten die Scheinwerfer der Schiffe in Tätigkeit, ein Anblick, wie Wetterleuchten in gewitterschwüler Nacht. Nach allen Richtungen hin leuchteten die Scheinwerfer, bald weit hinaus ins Meer, bald über die Insel. Teils war es ein kurzes Aufleuchten wie der Blitz, dann wieder lang anhaltende Strahlen, welche weithin die Gegend taghell erleuchteten.

Von der Erlaubnis, die Schiffe besuchen zu dürfen, wurde vielfach Gebrauch gemacht. Es fuhren Extrazüge nach dem Hafen, von wo aus mittelst eines Dampfers zu den Schiffen gefahren wurde und je auf einem derselben die Besichtigung geschehen durfte.

So ein Kriegsschiff sieht sich von einiger Entfernung wie eine Burg an mit Mauern und Türmen. Man wurde von der Besatzung freundlich aufgenommen und überall herumgeführt. So gings von einem Raum in den andern, Treppe auf und ab, weit hinunter in den Schiffsraum. Es ist kaum glaublich, was da alles untergebracht ist. Die Mannschaft besteht aus etwa 800 Mann. Es

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

sind die verschiedensten Handwerke vertreten. Schlosser, Zimmermann, Schneider, Schuhmacher usw. Die Leute haben allerdings nicht soviel Raum, als der Fabrikinspektor auf dem Lande verlangt, aber es tuts auch so. Und mancher hat sein kleines Plätzchen und Eckchen gemütlich eingerichtet mit Bildchen an der Wand oder einem Deckchen am Stuhl, Andenken von der Herzallerliebsten. Auch die Kanonen durfte man sehen und wie sie geladen werden, diese strecken ihre Rohre zu den Lucken hinaus, als wollen sie sagen: „Daß mir ja keiner zu nahe kommt.“ Auch ein Arrest ist auf dem Schiff, da drinnen ist es dunkel und vor der Türe steht ein Wachtposten.

Nach der Besichtigung, welche über eine Stunde dauerte, kehrten wir auf unser Schiff zurück und mit uns die Musik vom Kriegsschiff. Zum Abschied stellten sich Offiziere und Mannschaften auf dem Verdeck ihres Schiffes auf und die Musik spielte einen feurigen Fanfaren-Marsch.

Dann gings wieder zurück nach der Insel. Andern Tags trat ich die Rückreise nach der Heimat an. Wenn mir auch die Seeluft mein Leiden nicht weggenommen hat, so war ich doch hochbefriedigt von dem, was ich gesehen und erlebt habe.

Die blaue Anne.

Skizze von S. Barinkay.

In dem Wohngemach des Rentners Marren brannte bereits die Lampe, und behagliche Wärme durchzog den prächtig ausgestatteten Raum. Elise, die Tochter des Hauses, legte den Mantel, welchen sie eben bewundernd in den Händen gehalten, über die Stuhllehne und trat an das Fenster, um die Gardinen hernieder zu lassen.

„Ah, Mamachen, denke dir, es schneit schon!“ jubelte sie, nachdem sie einen Blick durch die Scheiben geworfen.

„Wirklich? Nun, das wird dir nicht unangenehm sein!“ meinte die alte Dame, die Zeitschrift, in der sie bis jetzt gelesen, aus den Händen legend.

Elise, eine schlanke, vornehme Gestalt, mit heiteren Augen und etwas kokett geformten Lippen, trat in das Zimmer zurück und strich nochmals liebkosend über das kostbare Pelzwerk des Mantels.

„Es schneit! O, wie mich das freut, Mama! Nun werde ich morgen doch in meinem neuen Mantel zur Kirche gehen können!“

„Gewiß!“ entgegnete die Mutter lächelnd, voll Liebe und Stolz auf ihre Einzige blickend.

„Glaubst du, Mama, die Direktorsmädchen werden blaß vor Aerger, wenn sie mich sehen. Sie werden vermutlich heuer noch die Samtjäckchen vom vergangenen Winter tragen müssen. Und die blaue Anne erst...“

„Elise, sei kein Kind! Du weißt, ich habe dir schon oft gesagt...“

„Ach, Mama ist aber die blaue Anne! Schon in der Schule hießen wir sie alle so, weil sie jahraus, jahrein in einem blauen Kattunkleide kam. Es ist ja nicht bös gemeint. Ich habe sie immer gut leiden können, sie war stets so bescheiden und dienstgefällig in der Schule schon, und ich würde sie auch weiter ganz gerne als Freundin behalten haben, aber das dünne Mäntelchen mit der lächerlich blauen Farbe wieder, welches sie dann im Winter immer trug... Sie ist doch gar zu ärmlich gekleidet, ich müßte mich ja schämen...“

„Nun, ihre Mutter ist eine arme Witwe, die ihr Kind nicht so herausputzen kann! Du hast eben das Glück, reiche Eltern zu besitzen!“ mahnte Frau Marren, die es nicht liebte, über Mitmenschen schlimm reden zu hören, aber auch nicht den Mut hatte, ihrem Liebling ein böses Wort zu sagen.

„Was ich dich noch fragen wollte, Elise, kommt heute Dr. Selbau zum Abendtisch? Hat er keine Nachricht herübergeschickt?“ fragte die Mutter, als sie sah, daß Elise aus dem Zimmer wollte,

„Er hat einen Schwerkranken und kann nicht kommen, ließ er sagen, Mama!“ entgegnete Elise und seine Röte stieg in ihre Wangen, die eine tiefe Farbe annahm, als sie den Blick der Mutter scharf und prüfend auf sich gerichtet sah.

„Zwischen euch beiden muß etwas vorgefallen sein, meine Liebe! Es herrscht nimmer der freundliche Verkehr wie einst. Sprich, was ist es?“

Elise trat näher.

„Mein Gott, Mama, das will und kann ich dir schon sagen. Als ich kürzlich bei der Hochzeit der Base Maria das blaue Seidenkleid zum erstenmale trug, wagte er es, einen Tadel wegen meines Aufwandes auszusprechen. Er meinte, an einem jungen Mädchen gefalle ihm Seide nicht. Ich eben trüge in letzter Zeit viel zu kostbare Stoffe, und er sähe es viel lieber, wenn ich meinen Reichtum in anderer Weise verwenden würde, als dazu, um mich mit Seide und Sammet zu behängen. Ich ließ mir natürlich das nicht sagen und da gab es einen kleinen Streit, und unser Verkehr ist ein kühler geworden.“

Schon nach den ersten Worten war Unwille und Zorn in das Antlitz der Mutter gekommen.

„Nein, das brauchst du dir nicht gefallen zu lassen, mein Kind! In anderer Weise unseren Reichtum verwenden ... Ah, das hat wieder auf seine Armen hingezielt! — Aber, aber, Elise, du solltest wieder gut einlenken und so etwas doch stillschweigend nächstens hinnehmen. Er wäre eine ausgezeichnete Partie, er ist doch eine sehr angesehene und maßgebende Persönlichkeit hier!“

Die Vernunft hatte über den aufwallenden Zorn gesiegt.

„Sei ohne Sorge, Mama! Man sagt, ich sei eines der hübschesten Mädchen und dann eben unser bekannter Reichtum dazu ... Er ist mir sicher!“ —

Während die Familie Marren dann beim üppigen Abendtisch saß, schritt die blaue Anne, bereits in das dünne Mäntelchen mit der lächerlich blauen Farbe gehüllt, durch die Straßen. Die Schneeflocken fielen ihr ins Gesicht, und ihre Hände zitterten vor Kälte. Aber sie beachtete es nicht und ging unbeirrt weiter bis zu einem kleinen, armseligen Häuschen in der Vorstadt, in welchem ein fleißiger und braver Arbeiter wohnte, der schon ihrem verstorbenen Papa gedient hatte. Gestern traf ihn das Unglück, von einem hohen Gerüst herabzustürzen und beide Beine zu brechen. Er lag im Wundfieber und tobte und schrie, als Anne eintrat. Seine Frau stand ratlos mit weinenden Augen vor dem Bett, neben ihr zwei kleine jammernde Kinder. Der größere Knabe war bereits fortgelaufen, um den Arzt zu holen.

„Gib mir deine Hand, Anne! Willst du die Meine werden?“

Anne stellte den Korb, welchen sie mit Lebensmitteln u. Leinwand zum Verbinden gefüllt, mitgebracht, auf den Tisch und half der bedauernswerten Frau den Kranken zu beruhigen.

Während sie gerade die Eisumschläge erneuerte, trat der Arzt ins Zimmer. Er grüßte Anne wie eine alte Bekannte, so freundlich und vertraut. Es war ihm offenbar kein ungewohnter Anblick, sie an einem Ort zu sehen, wo neben der Armut auch noch das Unglück wohnte.

Nachdem der Arzt den Verband des Kranken geordnet u. der trostlosen Frau, der sich das Herz zusammenpreßte bei dem Gedanken, etwa den Mann und Ernährer zu verlieren, einige Anweisungen gegeben, nahm er Hut und Schirm.

„Sie werden doch heute nach Hause gehen, Fräulein Anne,“ wendete er sich noch fragend zu dem jungen Mädchen, welches gerade im Begriff war,, den Kindern das Abendbrot vorzusetzen.

Anne errötete unter seinem Blick.

Die Frau ist so allein, so hilflos, ich kann sie nicht verlassen, Herr Doktor!“ meinte sie schüchtern.

Ueber das Antlitz des Arztes glitt ein leichter Schatten des Unwillens.

„Ich kann das nicht dulden, Fräulein Anne! Sie haben gestern hier gewacht, heute müssen Sie schlafen. Sie sehen selbst schon krank aus! Hole die Nachbarin, Kleiner! Sie wird gewiß bei Ihnen bleiben, nicht wahr, liebe Frau?"

Die Weinende bejahte und sagte unter Schluchzen dem jungen Mädchen innige Dankesworte.

„Und nun kommen Sie gleich mit mir! Sie möchten sonst meinen Worten nicht Folge leisten. Ich werde Sie nach Hause bringen!"

Das klang so bestimmt, befehlend fast, daß Anne nichts dagegen zu sagen vermochte.

Kalt und rauh wehte ihnen die Luft entgegen, als sie aus dem Zimmer hinaus ins Freie traten. Schweigend gingen die beiden eine Weile dahin. Dann richtete der Arzt an Anne die Frage, wie es ihrer Mutter gehe.

„Ich danke, Herr Doktor, es geht ihr gut!"

„Das freut mich! Aber, Anne, haben Sie niemals daran gedacht, was Sie tun werden, wenn Sie einmal ihre Mutter verlieren?"

Das Mädchen schrack zusammen und sah ihn groß an.

„Ich würde den Gedanken an ihren Tod für Sünde halten, Herr Doktor!"

„Aber die Möglichkeit liegt doch nahe! Sie ist alt und ..."

„O nein, nein! Und Gott wird mich nicht verlassen, auch dann nicht!" entgegnete sie hastig. Ihre Augen waren naß geworden. Dem Arzt wurde es heiß ums Herz in der Nähe eines Wesens, welches so viele Liebe für die Menschen, so viel Vertrauen zu Gott besaß.

„Und Fräulein Anne haben Sie sich nie mit dem Gedanken beschäftigt, einmal eines Mannes Frau zu werden?"

„Das wäre unnützes Denken, fürchte ich. Arme und unhübsche Mädchen, wie ich eins bin, müssen in jetziger Zeit auf eine Familie und ein Heim verzichten!"

Das klang so ergeben, so ohne alle Bitterkeit.

„Fräulein Anna, ein richtiger Mann sucht den Wert einer Frau nicht im Vermögen und ihre wahre Schönheit nicht in ihrem Antlitz, sondern in ihrem Herzen, ihrem Gemüte!"

Er schwieg. Es wurde ihm schwer zu sagen, was er wollte.

„Möchten Sie nicht meinen Arm nehmen, es ist so schlüpfrig?" bat er dann.

Sie zögerte, aber auf seinen bittenden Blick hin tat sie es dennoch. Es wurde ihr gar seltsam zumute heute in seiner Gegenwart. So hatte er sie noch nie angesehen, so noch nie mit ihr gesprochen. Dazu war der Ton seiner Stimme so erregt gewesen, und er atmete schnell und heftig.

„Anne", begann er wieder, als sie die helle Hauptstraße hinter sich hatten, „vermöchten Sies nicht, an meiner Seite zu leben?"

Sie sah ihn verständnislos an. Er wurde etwas verlegen, wußte nicht recht, wie es anfangen, um ihr Zartgefühl nicht zu verletzen.

„Ich meine, sprach er dann weiter, als sie schwieg, „ob Sie nicht mein treues Weib werden wollen — ich habe Sie herzlich lieb, Anne!"

Sie ließ erschreckt seinen Arm los.

„Sie scherzen, Herr Selbau!"

„Ich scherze nicht! Und wenn wir nicht eben auf der Straße gingen, würde ich Ihnen eine feurige Liebeserklärung machen, so aber sage ich Ihnen nur, ich habe Sie lieb, von ganzer Seele lieb um Ihres guten, frommen Herzens willen! Wollen Sie — willst du, Anne?"

Er sah fragend und innig in ihr Gesichtchen, das freilich nicht hübsch war. Aber eine rührende Milde sprach daraus, und jetzt lag Röte und liebliche Verwirrung darüber.

„Gib mir deine Hand, Anne! Willst du die Meine werden?"

Sie reichte ihm ihre Hand und ließ es geschehen, daß er sie an seine Lippen zog.

Wenige Tage nachher war Dr. Selbau einer der letzten, welche in das Marrensche Gesellschaftszimmer traten, um Elise die Glückwünsche zum Geburts- und Namensfeste darzubringen. Sie saß in dem bewußten blauen Seidenkleid auf dem Divan, umgeben von Freundinnen und Bekannten, und sah etwas blaß und mißlaunig aus, als Selbau zu ihr sprach.

Er sah etwas erstaunt in das erregte Gesicht des Geburtstagskindes und nannte den Namen seiner Braut.

„Die blaue Anne!" lachte sie gezwungen auf. „Die blaue Anne, wie kommen sie denn dazu?"

Um Selbaus Lippen erschien ein gereizter Zug welcher aber rasch wieder verschwand.

„Die blaue Anne, ja! Sie ist ein Engel an Güte und Milde, gnädiges Fräulein! Sie besitzt in hohem Maße, was heutzutage den meisten Frauen fehlt: Herz und Gemüt. Ich schätze mich glücklich, sie die Meine nennen zu dürfen!" sagte er ruhig und bot ihr die Hand zum Abschied.

Die blaue Anne ist eine recht glückliche und noch dazu ganz hübsche Frau geworden.

Elise Marren aber hatte nach Jahren trotz ihrer Schönheit und ihres Reichtums noch keinen Mann, kein eigenes Heim.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das Wanderbüchlein.

Von F. Schrönghammer-Heimdal.

Ich fand daheim einmal unter altem Gerümpel das Wanderbüchlein eines Knechtes. Ich schlug es auf und las den Namen: Johann Georg Märtl, stand da in feinen, sorgfältigen Zügen, in jener schönen Schrift, wie sie nur unsere Altvorderen mit dem Gänsekiel schreiben konnten.

Unter dem Namen stand noch der Geburtstag und das Jahr des Heils 1796. Vom Sterbetag war nichts verzeichnet. Wer hätte ihn auch aufschreiben sollen? Es war ja kein Wanderbüchlein fürs Sterben, sondern ins Leben und da die Arbeit eines Knechtleins nicht reich an Heldentaten und an andern Ereignissen ist, die wert wären, aufgeschrieben zu werden, so war der Raum des Wanderbüchleins nur auf wenige Seiten berechnet. und auf diesem war schon vorgedruckt, was in dem Knechtsleben aufgeschrieben werden sollte: sein Einstand, sein Ausstand, und seine Aufführung bei seinem jeweiligen Dienstherrn.

Aber nicht einmal diese paar Seiten hat der Dienstknecht Johann Georg Märtl gebraucht; eine einzige hat genügt, die Taten seines Lebens zu berichten. Auf dieser einzigen beschriebenen Seite lese ich in den ungelenkten Zügen einer schweren Bauernhand, daß er am Lichtmeßtag 1816 als Knecht beim Oswald Grasberger in Thuming, genannt beim Jörgelbauern eingestanden und am Lichtmeßtag 1828 ausgestanden ist. Dabei steht unter „Aufführung“: „Hat treu und fleißig gedient.“ Am Lichtmeßtag desselben Jahres ist er dann zum zweiten und letzten Mal eingestanden bei Andrä Tobler, Bauer in Tobl. Ein Ausstand und eine Aufführung ist hier nicht mehr verzeichnet, wohl deshalb, weil der Tod ein weiteres Einschreiben überflüssig gemacht hat. Aber ich denke mir, wenn es dieser Johann Georg Märtl beim Jörgelbauern in Thuming zwölf Jahre ausgehalten hat, wird er beim Tobler in Tobl seine übrige Lebenszeit auch in Knechtsehren verbracht haben.

So bleibt mir von diesem Wanderbüchlein des Johann Georg Märtl als Bestes und Festes das in Erinnerung: „Hat treu und fleißig gedient.“ Es sind nur ein paar Worte, die von den Erdentagen dieses Knechtes künden, das einzige wohl, was von ihm, dem Unbekannten, übrig geblieben. Das ist herzlich wenig und nicht der Rede wert, wird mancher meinen, der von einem Knechtsleben nichts weiß.

Und ich sage: Es ist recht viel und ehrenvoll, rühmens- und nachahmenswert; denn ich weiß, wie so ein Knechtsleben im Walde beschaffen ist und was hinter dem bescheidenen Lob aus Herrenmund „Hat treu und fleißig gedient“ alles steckt. Und es ist mir wie eine heilige Pflicht, die unbeschriebenen, spinnwebigen Seiten dieses Wanderbüchleins auszufüllen mit der Liebe der Wahrheit und damit seinem Inhaber und allen guten und getreuen Knechten ein Ehrenmal zu setzen, sonst meinen die Leute: Ein Knechtlein bloß? Was ist daran? — Wer warst du, Johann Georg Märtl?

Ein Hüterkind? Ein Häuslerbub? Oder gar eines Bauern Sohn, ein Nachgeborener, der nicht Anspruch hat auf Hof und Herd? Und mußtest du darum Knecht werden, und dein großer Bruder wurde Bauer?

Ich weiß es nicht und dein Wanderbüchlein sagt es nicht.

Aber das weiß ich, daß dich eine Mutter einmal „Hannsjörgel“ nannte und daß sich ihre Liebe noch schöner in dein Herz schrieb als der Gemeindeschreiber deinen Namen in das Büchel. Und das weiß ich auch, daß wir diese Mutter — und der ernste strenge Vater dazu — das Treu- und Fleißigsein lernte. Denn sie wußte es zuerst, daß du Knecht sein würdest, und sah dein Leben voraus. Und weil sie wußte, daß es nicht leicht sein würde, hat sie dich früh an Härte gewöhnt. Aber weil diese Härte von Mutterliebe kam, hast du sie gern hingenommen und als etwas Liebes und Weiches empfunden. Du hast früh gelernt, daß auch ein Knecht seine Ehre hat und daß es wiederum eine Ehre für die Eltern und das ganze Haus ist, wenn es einmal heißt: Der Hannsjörgel ist ein Knecht, wie man einen suchen muß. Um den reißen sich die Bauern, aber er steht nicht aus.

Und dann ist die Stunde einmal gekommen, am Lichtmeßtag im Jahre des Heils 1816, da standest du bei der Stubentür und die Mutter segnete dich mit Kreuz und Weihbrunnen auf Stirn, und Mund und Brust. Da ist dir wohl ein Flimmern in die Augen gekommen und ein ungekanntes Würgen in die Kehle. Aber du hast es unterdrückt und „In Gottesnamen“ gesprochen. „Bleib brav!„ hat dir die Mutter noch nachgerufen und du hast gesehen, wie sie sich dabei mit der Schürze über die Augen fuhr. Da bist du schnell zur Tür hinaus zum Vater, der mit dem Schlitten schon auf dich wartete. Der Schlitten gehörte aber nicht zum Fahren, sondern darauf lag ein Kleiderkasten mit den Habseligkeiten, die ein Waldbüblein ha-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

ben mag, und dann gings dahin zum Jörgelbauern nach Thuming zu, deinem ersten Dienstplatz.

Da haben sie dich gut aufgenommen und dem Vater versprochen, dich wie ein Kind zu halten. Das hat dir gefallen und du hast dir vorgenommen recht brav und treu und fleißig zu sein, damit die Jörgelbauernleute gewiß keine Klage haben können. Ja, und nach ein paar Wochen hat es die Jörgelbäuerin auf dem Heimweg von der Frühmesse deiner Mutter schon gesagt: „Der Hannsjörgel läßt sich recht gut an. Wir haben gar keine Ausstellung mit ihm. Wenn er alleweil so bleibt, ists recht.“ So hat die Jörgelbäuerin gesagt und wie du an einem Sonntagnachmittag einmal deine Eltern heimgesucht hast, hat dirs deine Mutter schon erzählt. Der Vater ist mit stolzen, glänzenden Augen dagesessen und hat zu den Worten der Mutter genickt. Und du hast dir gedacht: Wenn sie es nur anerkennen die Jörgelbauernleut, wie ich bin, ist es schon recht. Und sie sollen auch fürderhin keine Klage über mich haben. Ja, du hast gewußt, was Ehre ist, und wenn du auch nur ein junges Knechtlein warst, Hannsjörgel.

Was ist aber Knechtes Ehre?

In der Frühe der Erste sein, und wenns noch so gut wäre im Bett. Und Abends der Letzte, wenn einem auch die Augen schon zufallen. Und dazwischen ein schweres Tagewerk mit hunderterlei Handgriffen, und jeden Handgriff so verrichten, daß es dem Dienstherrn gefallen muß. Und so jahraus, jahrein, und alles um fünfzig Gulden Jahreslohn.

Wenn sich die großen Leute, die 50 Gulden im Tag oder in der Woche ohne viele Mühe verdienten und sichs noch im Bette wohl sein ließen, vielleicht auch nachdachten, wie sie jemand in einer Handelschaft, oder so, hintergehen könnten, daß aus den 50 Gulden 70 oder 100 würden — da war unser Hannsjörgel längst draußen auf dem Felde mit seinem Paar Oechslein und hat geackert und geeggt, ohne Argwohn oder Betrugsabsicht, und wenn sie dann im Dorfe den Tag anläuteten, da nahm er das Hütlein vom Haupte und betete seine Tagandacht, daß der liebe Gott den Segen zu seiner Arbeit gebe.

Mit seinen Oechslein hielt er gute Kameradschaft. Er übermühte sie nicht, damit sie nicht vom Fleisch fielen und der Bauer keinen Schaden habe. Wenn dann der Händler kam und sie kaufte da lobte er den Knecht, daß sie so gut herausgefüttert wären und gab ihm eigens noch ein Trinkgeld.

Knechtes Ehre!

Das Trinkgeld hat er aber nicht vertrunken, der Hannsjörgel, sondern aufgehoben; denn vom Biertrinken haben damals die Knechte noch nichts gewußt. Bier gönnten sich die Bauern damals alle heiligen Zeiten einmal, und waren gesünder wie jetzt.

Seinen Jahreslohn aber hat der Hannsjörgel heimgetragen zu seinen Eltern und der Vater hat ihm das Geld aufgehoben. Es war Knechtes Ehre vom Lohne unter der Zeit nichts abzuheben. — Fünfzig Gulden am Lichtmeßtag — das war ein Stolz und Hochgefühl, wenn sie der Bauer auf den Tisch zählte.

Und man brauchte auch kein Geld. Wozu? Was man zum Leben brauchte, gab des Bauern Tisch. Leinwandhemden, Schuhwerk und einen Anzug für die Werktage gab es über den Lohn und mehr brauchte ein Bauernmensch nicht. Den Flachs baute man selbst, die Leinwand wurde in der Winterstube gesponnen, und das Leder ließ man sich auch gerben von eigenen Häuten. Was brauchte man mehr?

Ja, und der Hannsjörgel hielt seine Sachen in Ordnung und Wert. Es war alles hart verdient und was Schweiß kostet, schätzt man auch. Und Knechts Ehre verlangte, daß Kleidung und Schuhwerk, Hemd und Hose am nächsten Lichtmeßtag noch wie neu waren, so daß man zum Bauern sagen konnte: „Leinwand und Lederwerk brauch ich heuer noch nicht, ist das alte noch gut; kannst mir das Geld dafür geben.“ — Knechtes Ehre!

Und das zweite Mal trug der Hannsjörgel statt 50 Gulden deren 70 heim. 5 Gulden behielt er für sich; davon kaufte er der Mutter zur Kirchweih ein neues geblumtes Kopftuch und dem Vater ein geschliffenes Tabakglas, weil ihm das seinige gebrochen war.

Wer weiß heute noch, wie Knechtes Arbeit damals war?

Es gab noch keine Maschinen: da wurde den halben Winter lang gedroschen mit der langen, schweren Drischel, Tag für Tag, bis ausgedroschen war.

Was kostete der Flachs Arbeit! Arbeiten, die über das andere mühselige Tagewerk hinaus bei Nacht verrichtet wurden: Das Riffeln des „Haares“, das Dörren und Brechen in den Brechhäusern, alles in nächtlichen, unbezahlten „Ueberstunden“. Das Binden der Strohbänder für die Garben, das Abhaupten der Dorschen und Rüben und andere Kleinarbeiten, die mehr Geduld als Kraft heischten, wurden alle zur Nachtzeit, im Mondschein oder beim Spahnlicht, verrichtet.

Und dazu hat man die uralten Heimatlieder gesungen oder die Hofgeschichten erzählt, die heute niemand mehr weiß.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die ganz alten Knechte wissen sie noch, wie auch die alten Bräuche und allerhand Sprüche, die Zauberkraft haben in Haus und Hof, in Stall und Stube.

Und so waren Tag und Nacht angefüllt mit harter Arbeit und stolzer Knechtes Ehre, blieb also keine Zeit zum Lumpen.

So hat es auch der Hannsjörgel 12 Jahre lang bei seinem ersten Dienstherrn gehalten.

Was hat es denn gegeben, daß er dann doch aufgesagt hat?

Ich weiß es nicht gewiß. was es war, aber ich meine, es wird das die Schuld gewesen sein: Stroh und Feuer tun nicht gut beisammen, oder es gibt einen Höllenbrand, den kein Mensch mehr löschen kann. Drum läßt mans lieber nicht zum Brennen kommen.

Wie der Hannsjörgel in die dreißiger gekommen war und schon ein paar hundert Gulden Geld beisammen hatte, sind ihm wohl andere Gedanken gekommen. Und beim Jörgelbauern war eine Dirn die Annamirl, eine flinke und saubere, die den ganzen Tag gelacht hat. und die, hat der Hannsjörgel gemeint, müßt einmal die Seine werden. Die oder keine! Und einmal, wie sie mitsamen vom Streurechen im Walde heim sind, hat er es ihr auch gesagt. Aber das Dirndl ist blutarm, kam selber von Häuslerleuten her, hat ein Dutzend kleine Geschwister und ist also kein Drandenken noch wegen Heiraten. Und so tuts kein gut beisammen, sagt das Dirndl, denn ihr ist auch so, sagt sie ihm, daß ihr keiner lieber wär wie der, der gerade neben ihr geht. Weil er aber das jetzt weiß, der Hannsjörgel, daß ihm die Annimirl auch so gut ist. muß sie es ihm in die Hand versprechen, daß sie nie einen anderen anschaut, und er steht auch zu ihr, bis sie heiraten können. Es wird sich mit der Zeit schon ein Sacherl hervortun für die zwei, das um ein paar hundert Gulden zu haben ist.

Aber jetzt dürfen sie nicht mehr unter einem Dach hausen, das wissen sie alle zwei. Und drum heißt es jetzt — auseinander. Denn vom „Recht auf Liebe" hat man damals noch nichts gewußt und ledige Kinder haben ihren Eltern keine Ehre eingetragen. Und weil dem Hannjörgel Christenpflicht und Knechtsehre höher gestanden sind, als Verführung und sündhafte Liebschaft, hat er bei dem Jörgelbauer aufgesagt, damit das Dirndl nicht um den guten Platz gekommen ist, und hat sich zum Tobler in Tobl verdingt.

Wie das Wanderbüchlein ausweist, ist er dort am Lichtmeßtag 1828 eingestanden.

Wies aber mit ihm und der Annamirl weiter noch geworden ist, weis ich nicht.

So waren jedenfalls die zwei recht glücklich, glücklicher als wenn sie ledig ihre Ehre und ihren guten Namen eingebüßt hätten.

Ob sie noch zum Heiraten gekomen sind, weiß ich nicht, aber ich wünsche es recht von Herzen.

Das Wanderbüchlein hört mit dem Einstandsvermerk vom Tobler in Tobl auf. Ich weiß nur, daß Johann Georg Märtl längst gestorben sein muß. Sein Wanderbüchlein ist das einzige, was von ihm übrig geblieben ist. „Hat treu und fleißig gedient." Das steht als Bestes aus seinem Leben von ihm zu lesen. Und das merke ich mir auf alle Tage. Mir scheint, dieses Wanderbüchlein, das ich aus Spinnweben herauszog, ist ein schöneres Denkmal eines Vergessenen als es irgend ein prunkhafter Grabstein aus spiegelndem Marmor mit Goldschrift sein könnte.

Und wenn es im Wanderbüchlein unseres Lebens einmal heißt: „Hat treu und fleißig gedient" dann ists schon recht und braucht nicht mehr. Oder was könnten wir Besseres sein als auch gute und getreue Knechte?"

Wie der Franzel zu seiner Lebensweisheit kam.

Von F. Schrönghammer-Heimdal.

Oft, wenn ich so in die Stadt komme und die Buben und die Mädel sehe, wie altklug und naseweis sie auf ihre jungen Jahre schon sind, muß ich an einen gewissen Franzel denken, den ich einmal recht gut gekannt habe. Dieser Franzel hat nämlich oft, wenn sich die Gelegenheit dazu schickte, den Ausspruch getan: „Die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen".

In der Stadt ist es aber so, daß die Buben schon alles wissen, und die Mädchen sind erst ganz gescheidt. In der Stadt lernen sie auch schon soviel in der Schule, als sollten die Buben lauter

Professoren und Ratsherren werden. Und was gibt es außerhalb der Schule nicht alles zu sehen, zu hören, zu riechen und zu schmecken! Die Schaufenster, die Kinos, allerhand Ausstellungen und Festlichkeiten drängen sich in Sinn und Seele und so kommt es, daß die Stadtkinder schon alles kennen, vieles, ehe sie sollten. Aber einen laufenden Hasen und eine lebendige Lerche haben wohl die wenigsten von ihnen gesehen. Dafür können sie nichts; auch dafür nicht, daß sie schon so viel wissen und erfahren, was in späteren Jahren auch noch früh genug wäre. Daran sind die Großen schuld, die sich in Gegenwart der Kinder oft kein Blatt vor den Mund nehmen und auch in ihrem Benehmen Aergernis geben, ohne es zu wollen. Bei den Bauern hat man Ehrfurcht und Rücksicht auf die Kinderseele und alles ist still, wenn „Schindel auf dem Dach" sind, das will heißen, wenn Kinder etwas Unziemliches sehen oder hören könnten, was für ihr Alter noch nicht paßt.

Wie aber der Franzel zu seiner Weisheit kam, will ich jetzt erzählen: Als er noch ganz klein war und eben erst laufen konnte, hopste er einmal die Dorfgasse hinunter. Vor dem Blasibackofen blieb er stehen, weil die Blasiin gerade schürte. Es war ein großes, lustiges Feuer im Ofen, in dem die Blasiin mit einem langen eisernen Schürhacken herumstach und die Glut auf den Backherd gleichmäßig verteilte. Wie das geschehen war, legte sie das glühende Eisen neben sich ins taufrische Gras. Da stieg denn gleich eine heftige, zischende Rauchwolke auf und der Franzel wunderte sich: da ist Rauch, aber kein Feuer. So etwas hatte er noch gar nie gesehen und das mußte er gründlich untersuchen. Er ging hin und hob den Hakken auf. Weil er ihn aber am falschen Ende erwischte, schrie er gleich gottsjämmerlich und ließ das Eisen wieder fallen. Und die Blasiin schimpfte ihn noch dazu: „Du dummer Bub, schau, warum bist du so neugierig."

In dem Sommer ist der Franzel ganz brav gewesen, hat nichts mehr angerührt, was nach Heißsein hergesehen hat, und hat sich auch nicht mehr verbrannt.

Im Winter aber ist das anders, da ist es nicht mehr so heiß. Wie sich der Reutknecht einmal einen Eisstock macht, schaut ihm der Franzel zu, und wie er fertig ist, der Stock, fragt er ihn gleich, wie man das Eisschießen macht. „Das geht so", sagte der Knecht, und schutzt den Stock über de Stubenboden hin. „Laß michs auch probieren", sagte der Franzel. „Gleich", sagte der Knecht, aber weil er ein rechter Schlankl ist, lockert er erst den Handgriff, und wie der Franzel dann zum Schwung ausholen will,, fällt ihm der Stock gerade auf die Zehen und der Griff bleibt ihm in der Hand. „Du bist ein dummer Bub", sagte der boshafte Knecht. „Geh heim zu deiner Mutter und wein dich aus!"

Es ist wieder eine Zeitlang gut und der Franzel hütet sich vor allen Schürhacken und Eisstöcken, wie der Fankerl (böser Feind) vor dem Weihbrunnen. Im Herbst darauf ist er aber einmal beim Weigl, da macht die Großdirn gerade ein großes Faß zu. Wie der Franzel in die Stube kommt, sieht er zwischen Faß und Deckel einen Spalt, wo man gerade die Nase noch hineinstecken kann. Und weil es kein Eisstock, auch kein Schürhacken, sondern bloß ein Krautfaß ist, steckt er richtig die Nase in den Spalt. Er weiß nämlich nicht gewiß, ob in dem Faß wirklich Kraut ist; es können auch Mostäpfel sein. Aber jetzt dreht die Dirn geschwind an dem Schraubengewinde und die Nase ist eingezwängt. Der Franzel schreit, als wenn er am Messer stecken täte, und hat seitdem eine breite Nase. Die Dirn aber lacht ihr bloß aus und sagt: „Merk dirs, man muß nicht überall seine Nase hineinstecken, und kleine Buben brauchen nicht soviel zu wissen."

Das läßt sich der Franzel wohl gesagt sein und wenn es etwas ist, wo man wieder Finger, Zehen oder Nase versehren könnte, fragt er erst lieber und schaut sich die Dinge mit den Augen an und nicht mit der Hand oder der Nase. Wenn ihn aber jemand zu einer Spitzbuberei oder sonst etwas haben will, wobei man Schaden nehmen könnte, bedankt sich der Franzel schön und sagt: „Die kleinen Buben brauchen nicht so viel zu wissen".

Wie die Leute sehen, daß sie den Franzel nicht mehr foppen und an der Nase herumführen können, lassen sie ihn stehen. So kommt er ohne weiteren Spott und Schaden durch seine Kinder- und Schuljahre.

Aber man bleibt nicht immer ein kleiner Franzel, sondern wird auch einmal ein großer Franz, so groß und gescheidt, daß man selber schon kleine Buben anschmieren könnte. Aber das tut unser Franzel nicht, weil er selber weiß, wie es ist, wenn man eine heiße Feuerzange anfaßt, oder wenn einem ein Eisstock auf die Zehen fällt, oder wenn man gar die Nase zwischen Faß und Deckel bringt.

Der Franzel denkt sich vielmehr: „Auch die großen Buben brauchen nicht alles zu wissen". Denn jetzt gibt es allerhand Sachen, wo die großen Buben ihre Nasen hineinstecken. Die Feuerzange wird ein Wirtshaus, der Eisstock eine lie-

derliche Gesellschaft und das Krautfaß ein Bierfaß.

Der Franzel aber bleibt rechtschaffen bei der Ordnung und geht an den Wirtshäusern, wenn sie auch noch so gescheidt reden und laut schreien drinnen, schön ruhig vorbei. Und daheim bei der Mutter ist es an Sonntagnachmittagen wohl ebenso schön wie auf dem Radfahrerball. Da hat man andern Tags wieder frischen Mut und alles freut einen ganz anders, als wenn man einen wüsten und schweren Kopf hat.

Einmal ist Tanzmusik im Pfarrdorf drüben. Die Musik tut so schön und der Franzel geht halt hinüber. Die Eltern haben neulich ein ernstes Wort mit ihm geredet. Sie sind alt und möchten ihm den Hof übergeben. Und es wäre ihnen recht, wenn er bald eine Hochzeiterin brächte. Die Hochzeiterinnen bekommt man aber auf dem Tanzboden, hatte er einmal gehört, und geht hin. Wie er aber vor dem Wirtshaus steht und das Gewerkel hört, kommt es ihm so dumm vor, als wenn eine Menagerie von Affen närrisch geworden wäre. Ganz heiß weht es ihm aus der Tür entgegen; vielleicht ist gar ein Schürhacken drinnen, an dem man sich die Finger verbrennen könnte.. Und tanzen kann er ja auch nicht, fällt ihm ein. Was täte er also drinnen? Sich auslachen lassen wie ein kleiner Bub?

Geh, denkt er sich, die kleinen Buben brauchen nicht so viel zu wissen! Dreht sich um und geht. Weil er sich aber vor den Eltern geniert, wenn er schon wieder heimkäme, macht er einen Umweg über das Frauenbrünnel. — Das Frauenbrünnel ist eine Kapelle im Wald, da betet er vor dem Muttergottesbild, die liebe Frau möchte ihm beistehen, daß er eine rechte Hochzeiterin findet. Und ganz leicht und froh geht er dann heim.

Aber wie es schon sein will, am nächsten Sonntag geht der Franzel wieder dem Frauenbrünnel zu. Er denkt an gar keine Hochzeiterin, aber der Weg durch die Felder und dann durch den Hochwald hinauf ist jetzt im Frühjahr so schön, daß er gar nicht wüßt, wo er lieber hingehen möchte.

Wie er aber heute zum Frauenbrünnel hinaufkommt und ins Kirchlein hineingeht, ist es ihm, als ob zwei liebe Frauen darinnen wären, die himmlische und eine irdische. Weil aber die Erde dem Himmel dienen muß und alles Irdische zu Gottespreis geschaffen ist, tut das Dirndl dort am Altar ganz recht, wenn sie der Himmelmutter einen Kranz von Efeu und Waldblumen um die Güldenkrone schlingt. Ist das nicht das Weberdirndel, die Resie?

Wie aber der Franzel so unvermutet vor ihr steht, erschrack sie ein wenig, dann sagte sie: „Ich habe der lieben Frau ein paar Blümel gebracht, weil gar so viele blühen jetzt. Und kein Mensch denkt an die Muttergottes im Frauenbrünnel. Was suchst den du da?"

Der Franzel schaut erst eine Weile, ob er es sagen darf, was er gern möchte. Sie gehen miteinander hinaus und draußen sagt er es ihr, der Weberresie.

„Weil du mich fragst," sagte er, „muß ich es dir schon sagen, auch wie es ist und was ich sich. Die Eltern möchten mir übergeben, u. zum Uebernehmen brauch ich eine Hochzeiterin. Weil ich mir aber auf dem Tanzboden um keine umschauen mag hab ich mir gedacht, gehst zu der lieben Frau ins Frauenbrünnel, vielleicht weiß dir die eine. Und richtig, heute bin ich das zweite Mal da und sind mir schon eine auch."

„Da wünsch ich dir halt recht Glück dazu", sagt das Weberdirndel und will gehen, weil es sich nicht schickt, daß man mit einem jungen Mann im Wald herumsteht. —

„Halt", sagt der Franzel, „wir haben ja noch gar nicht ausgeredet. Was tätest denn sagen, wenn ich dich bitten tät, du sollst meine Hochzeiterin werden?"

„Ich?" sagt das Dirndl. „Ich?"

„Ja, du, dich mein ich. Mir ist es grad, als hätte uns die liebe Frau da zusammengegeben. Sag, wie ist dir?"

„Ja, wenn du so meinst, ist es mir recht und ich sag nicht nein. Redest halt mit meinen Leuten, ob sie mich herlassen, und mit den deinen, ob ich ihnen recht bin."

Es ist allen recht und über Jahr und Tag sind die zwei ein glückliches Paar. Und die liebe Frau im Frauenbrünnel hat jetzt alleweil Blümlein genug und die schönsten im Güldenkrönlein. Und an den Sonntagen ist es ein so schöner Spaziergang hinauf in den Hochwald, und wenn sie zur Kapelle hin kommen, fragt der Franzel immer: „Weißt es noch?" Freilich weiß sies noch. Sie kanns ja nicht vergessen, schon weil er sie immer daran erinnert.

So ist alles recht und gut und schön geworden, und der Franzel weiß jetzt auch soviel wie die andern, hat aber keinen Schaden und keinen Spott, keine Händel und Prozesse, keine Feindschaften und Reibereien mit der Nachbarschaft.

Und oft denkt er sich: „Die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen." Und die Großen auch nicht. Es kommt alles zu seiner Zeit, wenn man den lieben Gott walten läßt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Schützengräben und Unterstände.

Von F. Schrönghammer-Heimdal.

Auch der Schützengraben hat schon seine Geschichte wie alles in der Welt, das plötzlich als Neues in die Erscheinung tritt, die Gemüter beherrscht und in seiner Weiterwirkung in die Gegenwart hineindauert. Kaum ein Wort im ganzen Weltkrieg wurde so oft ausgesprochen und geschrieben, wie das Wort Schützengraben, und keines stand so tief in den Herzen der kriegführenden Menschheit. Die Sehnsucht der Daheimgebliebenen wanderte hinaus zu den Behausungen der Lieben in feindlicher Erde und das Heimweh unserer Feldgrauen pilgerte heimwärts beim stillen Sternenschein zu Hütte und Herd.

Ja, der Schützengraben hat schon seine Geschichte.

Wer hätte daran gedacht, als das gewaltige Völkerringen losbrach, daß der Schützengraben in diesem Kriege zu solcher Bedeutung käme? Man dachte: Der Krieg kann nicht lange dauern bei der vernichtenden Wirkung der neuen Feldwaffen. Und er wäre auch bald zu Ende gewesen, hätte der menschliche Erfindungsgeist nicht ein neues Mittel gegen diese Waffenwirkung angewandt: den Schützengraben, den Unterstand. So hat alles in der Welt seinen Ausgleich, und die Verluste in diesem Kriege sind verhältnismäßig nicht höher wie in früheren Kriegen — dank des Schützengrabens.

In Frieden kannte man den Schützengraben höchstens als Mittel zur Verteidigung, wenn eine Stellung von geringen Kräften gegen anstürmende Uebermacht gehalten werden sollte. Auch das Eingraben im angriffsweisen Verfahren war nicht unbekannt; es wurde ihm namentlich seit den Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges größere Bedeutung beigemessen und bei Friedensübungen auch angewendet. Im übrigen aber befaßte sich die Infanterie wenig und unsere stolzen Reiter gar nicht mit der Kunst des Eingrabens; sie blieb den Pionieren vorbehalten. Welche Wandlungen hat da der Krieg geschaffen!

Ein von der Infanterie in Friedenszeiten so verachtetes und mißliebiges Werkzeug kam im Felde zu höchsten Ehren: der Spaten. Der Spaten, den daheim keiner tragen wollte, wurde auf einmal ein begehrtes und umworbenes Werkzeug; sogar unsere Kavallerie, die vor dem ein derartiges Ansinnen mit Entrüstung zurückgewiesen hätte hat die Lanze wie oft mit dem Spaten vertauscht und sich „eingebuddelt", in Frankreich wie in Polen. Denn der Stellungskrieg kennt keine Reiterschlachten.

Seit mehr als einem Jahr gibt der Schützengraben dem Weltkrieg das Gepräge, in Rußland und in Flandern, in Frankreich, am Isonzo und auf Gallipoli, überall, wo die Deutschen und ihre Verbündeten gegen die Uebermacht kämpfen.

Wie sehr wir in dieser neuesten Kampfweise Meister sind, wie rasch und zielbewußt wir Deutsche in diesem Punkte umgelernt haben, das zeigen die stetigen Mißerfolge der gegnerischen Sturmläufe gegen unsere Gräben, sei es an der Yser oder in der Champagne. Und mögen diese Angriffe durch ein noch so grauenvolles Trommelfeuer Tage und Nächte hindurch vorbereitet werden, „sie kommen nicht durch" heißt es bei unseren Feldgrauen und wenn noch so gewaltige Massen gegen die unüberwindliche Wallmauer anstürmen. Sie kommen nicht durch und sie werden auch nicht durchkommen.

Wenn sich dagegen die Deutschen zu einem Durchbruch rüsten, dann gelingt er auch, sei es in Galizien, sei es in Polen.

Ja, wir haben umgelernt. Wer anfangs mit dabei war, als der Schützengrabenkrieg sozusagen noch in den Kinderschuhen steckte, und die Schützengräben sieht, wie sie im Laufe eines Jahres ausgebaut und vervollkommnet wurden, der merkt den Fortschritt und die Findigkeit des deutschen Geistes.

Im Anfange waren es richtige Schützengräben, wie sie sich der uneingeweihte vorstellt: ein eilig aufgeworfener Graben, da sitzt und liegt und lauert man Tag und Nacht in durchnäßten Kleidern, mit lechzender Zunge und knurrendem Magen. Denn die Feldküchen können nicht vorkommen das letzte Brotkrümlein ist als Leckerbissen längst verzehrt, vergeblich wartet man auf Ablösung. Es regnet in Strömen, man steht knietief im Wasser, das keinen Ablauf hat, die mühsam errichteten Grabenwände stürzen ein, von selbst, weil immer wieder aufgeweicht. Es ist nicht möglich, Bretter, Bohlen und Balken heranzuschaffen, um der lockeren Erde Halt zu geben, denn das ganze Gelände liegt in fortwährendem feindlichen Feuer. Nicht einmal die Verwundeten können zurückgeschafft werden, und die Gefallenen schaufelt man im feindlichen Feuer in der rückwärtigen Grabenwand ein.

So hält man es tage- und wochenlang aus, bis endlich die heißersehnte Ablösung kommt oder

Ein Brief vom Regiment.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

ein Angriffsbefehl, der als Erlösung empfunden wird. Und dann, nach dem Angriff, beginnt die gleiche Arbeit von neuem. Man legt das noch feuerheiße Gewehr vor sich und schaufelt in gebückter oder liegender Stellung, während der Nebenmann, die „Latte" an der Backe, lauert, ob sich drüben ein Käppi oder das Tuch einer Turkomütze zeigt. Und dann wird abgewechselt, der eine lauert und zielt, der andere schaufelt. So entsteht in wenigen Stunden der neue Schützengraben und die gleichen Beschwerden stellen sich ein. Das geht so weiter, bis man endlich die Stellung erreicht hat, die man dauernd halten will bis die Stunde des großen Angriffes schlägt.

So war es anfangs, als die Stellungen die unsere Truppen seit mehr als Jahresfrist fest in Händen haben, erobert und allmählich ausgebaut wurden.

Wer diese Zeiten mitgemacht hat, dem werden sie ewig unvergeßlich sein; auch deshalb, weil man immer wieder unsanft daran erinnert wird durch ein rheumatisches oder gichtisches Leiden, das man sich zugezogen.

Heute, nach Ablauf eines Jahres, haben sich die Schützengräben wesentlich und vorteilhaft verändert.

Die nächste Notwendigkeit, um die im Graben ausharrende Truppe mit dem nötigen versorgen und die Ablösungen möglichst ungefährdet bewerkstelligen zu können, war die Herstellung eines oder mehrerer Laufgräben, die die ruhende und die fechtende Truppe miteinander verbanden.

Diese Laufgräben, die überall dort ausgehoben wurden, wo das Gelände gegen feindliche Sicht oder Feuer nicht genügend Deckung bot, führen zu den einzelnen Stellungen und zu den Unterständen der ruhenden Truppe und ermöglichen den ungehinderten Verkehr zwischen den einzelnen Teilen einer solchen Stellung.

Damit ist die Art des Stellungssystems bezeichnet: Schützengräben, Laufgräben, Unterstände. Und zwar gibt es Schützengräben verschiedener Linien, je nachdem eine Stellung wichtig oder gefährdet ist; sie liegen, durch Laufgräben verbunden, in gewissen Zwischenräumen hinter- oder übereinander, je nach der Beschaffenheit des Geländes. In den rückwärtigen Stellungen befinden sich die Reserven, die erst in den Kampf eingreifen, wenn die Kämpfer in erster Linie der Unterstützung bedürfen.

Im großen und ganzen unterscheidet man also drei Perioden, zeitlich betrachtet, des Stellungskrieges: die Zeit in vorderster Linie, in der eigentlichen Stellung, dann die Reserve- oder rückwärtige Stellung und endlich die Quartier- oder Ruhezeit. So wird also abgewechselt, daß man immer eine bestimmte Anzahl von Tagen in der einen oder anderen Stellung sich befindet.

Allerdings ist es mit den „Quartieren" meist nicht so gut bestellt, wie man annehmen möchte. Denn die Ortschaften hinter der Front, die als Ruheort für die Truppen in Betracht kämen, sind bekanntlich durch die feindliche Artillerie fast überall und vollkommen zusammengeschossen. Anderswo, wie zum Beispiel in den Argonnen, finden sich solche Ortschaften überhaupt nicht, sodaß man von selbst gezwungen war, für die Ablösungen geeignete Unterkünfte herzustellen. So entstanden die Unterstände, die aber auch in den Schützengräben selbst angelegt wurden, um den nichtbeschäftigten Kriegsleuten Schutz gegen Witterungsunbilden zu bieten und Schlafgelegenheit für freie Stunden des Tages und der Nacht zu schaffen.

In diese Unterstände sind Tische, Stühle und Bänke eingebaut; da werden die Feldpostbriefe geschrieben und gelesen, da werden die Liebesgaben ausgepackt, da liest man ein Büchlein aus der Heimat, macht Musik auf der Mundharmonika oder spielt ein Kartenspiel.

Das war das Eigenartige des Stellungskrieges, daß er weitaus den größten Teil der Kämpfer dienstlich nicht beschäftigte, nicht einmal die Leute in vorderster Linie. Sie mußten nur zur Hand sein für den Fall eines feindlichen Angriffes.

Hatten die Leute wirklich nichts zu tun?

Wer in einen Schützengraben oder in einen Unterstand kommt, wie sie im Laufe eines Jahres ausgebaut wurden, der weiß, daß hier nicht gefaulenzt wurde, der sieht, daß hier gründlichste u. liebevollste deutsche Arbeit geleistet wurde, als gälte es, ewig in diesen Schützengräben zu wohnen und in diesen Unterständen zu hausen. Im Laufe dieser Zeit wurde alles herbeigeschafft, was nur irgendwie dienen konnte, die Stellung zunächst möglichst sicher zu gestalten: Balken, Bretter, Baumstämme, Wellblech, Wollmatratzen, die ein wirksames Abwehrmittel gegen Geschützfeuer sind, wurden in den zerschossenen Ortschaften hinter der Front unter Lebensgefahr gesammelt und mühselig herbeigeschafft. Ganze Wälder wurden gefällt um das kostbare Material zu bekommen, und wie viel Erde in den Sandsäcken verstaut sein mag, das ist ein Exempel für einen Rechenkünstler, der Freude hat an riesigen Zahlen. Wieviel Feindeserde durch den Spaten aufgeworfen wurde, das zu ermessen ist nur möglich,, wenn man sich die

endlosen Linien vorstellt, die einst Schützengräben waren oder noch sind.

Ja, unsere Helden waren nicht faul, weder mit dem Schwerte, noch mit Spaten und Picke, mit Beil und Säge. Sogar eine Wasserleitung hat sich eine Armee im Westen angelegt!

Als die Stellungen soweit ausgebaut waren, daß sie einen möglichst wirksamen Schutz gegen Feuer boten, gingen unsere Helden in echt deutscher Weise daran, ihr „Heim" wohnlich einzurichten und zu schmücken. Es entstanden die reinsten „Villenkolonien", die ein beredtes Zeugnis ablegen von deutschem Humor, deutscher Gemütlichkeit und deutschem Kunstfleiße, Eigenschaften, die auch das wütendste Trommelfeuer unserer Feinde nicht zu zerstören vermochte.

Und wo wirklich etwas in Trümmer geschossen wurde, da baut es Liebe und Treue wieder auf. Ein so gesundes und starknerviges Volk läßt sich nicht vernichten.

Ein Kriegsvolk, das noch Zeit und Lust findet, in den Schützengräben Blumenbeete zu hegen, oder sich in einem granatsicheren Grabenwinkel eine Hausbank zimmert, um dort gemütlich ein Pfeifchen zu rauchen, trägt den Keim der Unverwüstlichkeit und damit des Sieges im Herzen.

Im letzten Augenblick.

Erzählung von Hermann Weber.

In seinem reich und vornehm ausgestatteten Gemach schritt der Kaufmann Sahrfeld auf und ab. Augenscheinlich befand er sich in hoher Aufregung, denn seine Brust hob und senkte sich unter schweren Atemzügen, während seine Lippen wie im tiefen Schmerze bebten. Seine junge Frau, ihr jüngstes Töchterchen im Arme haltend, stand am Fenster und schaute auf das lebhafte Getriebe hinaus, welches sich auf der Straße entwickelte. Sie beachtete kaum die Liebkosungen des kleinen Mädchens; gleich ihrem Gatten schien sie in tiefes schmerzliches Sinnen verloren.

Sahrfeld gab jetzt seine unruhige Wanderung auf und trat an die Seite seiner Frau. „Es ist, wie ich dir sage", begann er, „schon vor einiger Zeit entdeckte ich zufälligerweise grobe Unregelmäßigkeiten in der Kasse und in den Kassenbüchern; namhafte Beträge waren nicht gebucht, Ausgaben waren nicht vermerkt und so Verschiedenes. Als ich nun Gilbert darauf aufmerksam machte und um etwas bessere Ordnung bat — ich bat ihn, entgegnete er mir trotzig: „Die Arbeit wachse ihm über den Kopf, er müsse unbedingt einen Gehilfen haben." Ich kann mir alles nicht anders erklären, als daß irgend jemand unseren alten Kassierer gegen uns aufgehetzt hat. Früher war er stets ordnungsliebend und sehr genau in seinen Arbeiten, und freundlich und zuvorkommend gegen uns. Und jetzt? Wenn ich nicht bedächte, daß er schon meinem alten Vater mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat und sich schon fast 20 Jahre in unserem Geschäfte befindet, so könnte ich wahrhaftig auf den Gedanken kommen, ihn zu entlassen. Ich begreife nicht, wie Gilbert sich in kurzer Zeit so seltsam verändern konnte!"

Die junge Frau schaute bittend zu dem Aufgeregten empor. „Gedulde dich noch einige Zeit!" sagte sie, man kann ja nicht wissen, was den Armen quält! Vielleicht hat er Krankheit oder Unglück in seiner Familie!"

Sahrfeld schüttelte den Kopf. „Unglück in seiner Familie hat Gilbert nicht!" erklärte er dann, „ich weiß das bestimmt. Sein Sohn der auf meine Bemühungen bei einem meiner Geschäftsfreunde eine Stellung erhielt, macht sich vortrefflich. Er hat einen scharfen Verstand und ist sehr gewissenhaft, und es ist alle Hoffnung vorhanden, daß er dereinst ein tüchtiger Kaufmann wird. Aber wie es scheint, hat es jetzt damit gute Wege."

Er wandte sich zum Gehen. „Ich will nochmals die Kasse nachsehen und die Bücher vergleichen, ob alles stimmt," sagte er und verließ das Zimmer. Er schritt sinnend die Treppe hinab und stand bald vor dem Kontor.

Als er dasselbe betrat, sah er, daß sämtliche Schreiber es schon verlassen hatten und nur noch der Kassierer, den Kopf in die Hände gestützt, an seinem Pulte saß. Bei dem Eintritte des Kaufmanns blickte er erschrocken und ängstlich fragend auf, blickte aber gleich darauf wieder auf seine Arbeit.

„Hört auf zu arbeiten", sagte Sahrfeld, „und zeigt die Bücher vor und den Kassenbestand, Gilbert."

Ein tödlicher Schreck überfuhr blitzschnell das Gesicht des bejahrten Mannes. „Muß es heute noch sein?" sagte er zögernd.

„Ja," antwortete Sahrfeld bestimmt, „ich habe meine Gründe dafür!"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Finster, die Lippen trotzig aufeinandergepreßt, erhob sich Gilbert, um dem Befehle seines Herrn zu folgen. Der Kaufmann hatte für einen Moment das Erschrecken des Kassierers gesehen und sein Gesicht hatte einen düsteren, drohenden Ausdruck angenommen. Er zog jetzt die Schlüssel zu dem Geldschrank hervor und Gilbert, der als langjähriger Kassierer ebenfalls einen solchen besaß, tat mit zitternden Händen ein Gleiches.

Im Geldschranke sah alles ordnungsmäßig aus. In eisernen Kassetten lagen die Gold- und Silbermünzen, sorgfältig in Rollen verpackt, während sich das Papiergeld in einem besonderen Behälter befand. Sahrfeld griff zuerst nach dem Papiergeld und verglich die Summe mit dem Ergebnis seiner Berechnung. Es stimmte. Dann zählte er die Gold- und Silbermünzen, welche Beschäftigung eine kurze Zeit in Anspruch nahm. Totenstille herrschte in dem Gemach; nur unterbrochen durch das Klirren des Geldes und das schwere Atmen des Kassierers. Gilbert lehnte mit bleichen Zügen an seinem Pult. In ängstlicher Erwartung schaute er nach dem Munde Sahrfelds, als erwarte er jeden Augenblick eine heftige Frage seines Herrn. Sahrfeld überzählte jetzt die Summe zum zweiten Male und als er hiermit fertig war, wandte er sich zu dem Kassierer und sagte mit scharfer Betonung:

„Es stimmt nicht, Gilbert! Wie ist das? Es fehlen fast viertausend Mark!"

„Es stimmt nicht, Gilbert! Wie ist das? Es fehlen fast viertausend Mark!"

Er hatte kaum ausgesprochen, als Gilbert zu seinen Füßen niederstürzte und bittend beide Hände emporhob. „O Herr, verzeiht!" flüsterte er mit angstbebenden Lippen, „seid barmherzig, ich will Euch alles zurückerstatten."

Wie tiefer Schmerz zuckte es über das Gesicht des Kaufmanns, dann lachte er bitter auf. „Also zum Dieb seid Ihr geworden, Gilbert!" sagte er dann, Ihr, ein Mann, dem ich jahrelang mein Vertrauen geschenkt habe! Das hätte ich nicht von Euch erwartet!"

Gilbert hatte sich aufgerichtet in trotziger Haltung stand er vor seinem Prinzipal, doch wagte er nicht, demselben ins Auge zu sehen. „Rechtfertigt Euch, Gilbert!" sagte jetzt Sahrfeld in herzlicherem Tone, „wißt Ihr nichts zu Eurer Entschuldigung zu sagen? Wie kam es, daß Ihr jahrelang ehrlich und treu, der Versuchung erlaget und Eure Hände an fremdes Eigentum legtet? Sprechet, antwortet mir!"

Gilbert holte tief Atem; ohne Zweifel kostete es ihm gewaltige Anstrengung, seinem Herrn die Wahrheit zu sagen! „Herr, Ihr habt Recht!" antwortete er dann zögernd, „ich weiß es selber kaum, wie es kam, daß ich das Gold in meine Tasche steckte! Aber ich war in Not, hatte zu Hause ein krankes Kind und wurde noch obendrein von Gläubigern gedrängt. Da kam, wie ein Dieb in der Nacht die Versuchung über mich, ich wußte keine Rettung mehr und wurde ein Dieb."

Er holte tief Atem dann fuhr er mit fester Stimme fort:

„Aber nicht bestehlen wollte ich Euch, Herr, so wahr ein Gott im Himmel lebt! Ehrlich, bis auf den letzten Pfennig wollte ich Euch die Summe zurückerstatten, da fügte es das Verhängnis, daß ihr die Kasse revidiertet und meine Tat an das Tageslicht kam."

Der Kaufmann hatte erstaunt zugehört; jetzt sagte er: „Ihr waret in Not und hattet Schulden, Gilbert? Mit dem Gehalte, welches Ihr von mir

erhieltet, habt Ihr doch früher mit Euerer Familie gut und anständig gelebt. Euer ältester Sohn hat eine gute Stellung und wie kamt Ihr denn so plötzlich in Schulden? Da ist doch etwas anderes dazwischen, als bloßer Zufall!"

Gilbert blickte vor sich, ohne zu antworten.

„Nun, wißt Ihr nichts zu sagen?" meinte Sahrfeld jetzt im ernsten Tone, während der frühere weiche Ausdruck in seinem Gesichte einem finsteren, drohenden Platz machte, „oder war es Eure eigene Schuld, welche Euch zum Dieb machte?"

„Nun, ja, Ihr erfahret es ja doch!" stieß Gilbert jetzt leidenschaftlich hervor, „ich habe gespielt und verloren! Ich dachte, das Gestohlene könnte mich retten, aber es ging denselben Weg wie mein eigenes!" Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und schluchzte; sein Scharfsinn war gebrochen.

Sahrfeld war einen Schritt zurückgetreten; in seinem Gesichte prägte sich unbeugsame Härte aus; sein ganzes Wesen war verändert. „Also gespielt habt Ihr!" er sagte diese Worte mit finster gerunzelter Stirn. „Nun wohl, in meinem Hause habe ich für einen Spieler keinen Platz."

Er war an seinen Schreibtisch getreten, und entnahm demselben eine Summe Geld, welche er dem Kassierer reichte, indem er sagte:

„Hier nehmt, es ist Euer volles Gehalt. Das Gestohlene schenke ich Euch, denn ich will Euch nicht ins Gefängnis bringen wegen Eurer braven Frau und Eurer armen Kinder. Nun geht, wir sind fertig miteinander." Er wandte sich ab. Gilbert hob bittend die Hände empor.

„Herr, laßt mir meinen Posten", sagte er bittend, „ich will mich bessern. Ich will nie wieder eine Karte berühren, ich schwöre es Euch, aber jagt mich nicht fort! Ein jeder würde mit dem Finger auf mich zeigen; ich wäre entehrt mein Leben lang!"

Sahrfeld schüttelte verneinend den Kopf; dann sagte er: „Es geht nicht, Gilbert. Ihr könnt hier nicht bleiben!"

„Herr, ich bitte Euch!"

„Nein, es geht nicht!"

„Ist das Euer letztes Wort?"

„Mein letztes!"

Gilbert ergriff seinen Hut und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer. Der Kaufmann blickte ihm nach und leise sagte er vor sich hin: „Bei Gott, ich kanns nicht ändern, wenn ich auch wollte, und so leid es mir auch tut!" —

Gilbert hatte das Zimmer verlassen und schritt jetzt die Treppe hinab. An den Wänden hingen kostbare Oelgemälde, breite, dicke Teppiche bedeckten die Treppenstufen, überall sah man, daß der Besitzer dieses Hauses in guten Verhältnissen lebte. Gilbert verließ, ohne sich umzublicken, das Haus und schritt die Straße hinab.

Nachdem er einige Zeit gegangen war, befand er sich in einer kleinen Straße, an dessen Ende ein als Wirtshaus kenntliches Gebäude sich befand. Auf dieses schritt er zu und wurde bei seinem Eintritte von zwei Herren empfangen, welche sich früher ihm als Reisende Kaufleute vorgestellt hatten. Gleich am ersten Abend ihrer Bekanntschaft hatte einer von ihnen, namens Fellner, in harmlosem Tone ein Spielchen vorgeschlagen, natürlich nur, um die Zeit zu vertreiben, und sein Genosse, welcher den Namen Brandes führte, hatte ihm gleich beigestimmt. Gilbert, um nicht zurückzubleiben, hatte gleichfalls seine Bereitwilligkeit, mitzuspielen, zu erkennen gegeben. Das Spiel begann. Gilbert hatte Glück und als man spät in der Nacht aufhörte, hatte er ein hübsches Sümmchen gewonnenen Geldes in der Tasche. Seit jenem Abend spielte er leidenschaftlich, aber das Glück, welches ihm vorher so hold war, verließ ihn bald und er verlor meistenteils.

Noch keine halbe Stunde war seit seinem Eintritte in das Wirtshaus verflossen, als er schon wieder am Spieltische saß und das sämtliche, von Sahrfeld empfangene Geld vor sich liegen hatte. Anfangs schien er Glück zu haben. Mehrere Einsätze hatte er schon gewonnen, als sich plötzlich das Blatt wandte, und er langsam, aber stetig verlor. Nach kurzer Zeit hatte er alles verloren und eben wollte er mit bitterem Lachen seinen Hut ergreifen und sich verabschieden, als blitzschnell ein Gedanke in ihm aufzutauchen schien, der ihn zum Bleiben zwang. Nachdem er einige Gläser schweren Wein getrunken hatte, versank er in tiefes Nachdenken und kurze Zeit später befand er sich mit seinen Spielgenossen in leisem, aber eifrigem Gespräch, welches wichtiger Art sein mußte, denn alle waren dicht zusammengerückt, um ja kein Wort zu verlieren. — —

Mitternacht war längst vorüber, als drei dunkle Gestalten die kleine Wirtschaft verließen und den bürgerlichen Stadtteil betretend, auf das Haus des Kaufmanns zuschritten. Gilbert war es mit den beiden Spielern. Er befand sich in leiser, aber eifriger Unterhaltung mit den beiden.

„Die Schlüssel hat er mir nicht abverlangt", so sagte er eben mit höhnischem Lachen, „ich gehe vor, um zu sehen, ob alles ruhig ist, denn ehe wir beginnen, muß alles in tiefem Schlafe liegen, doch jetzt still, wir sind bald zur Stelle."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Haftiger schritten sie vorwärts, bis sie dicht vor dem Hause Sahrfelds angekommen waren und Gilbert leise „Halt“ gebot. Er wandte sich nochmals zu den Genossen.

„Jetzt heißt es Vorsicht,“ flüsterte er, „denn in Sahrfelds Schlafzimmer sehe ich noch Licht. Um zu dem Kassenzimmer zu gelangen, müssen wir nämlich den Gang, in dem das Schlafzimmer liegt, passieren. Also verhaltet Euch ruhig und wartet, bis ich zurückkehre.“

„Aber bleibt nur nicht zu lange aus“, warnte ihn noch Felner, „wir möchten sonst die Geduld verlieren und Euch nachkommen!“

„Seid unbesorgt!“ gab Gilbert ebenso leise zurück. „Ich muß doch erst sehen, daß uns nichts in den Weg kommt. Also habt so lange Geduld!“

Sich möglichst im Schatten der Häuser haltend, schritt er auf das Haus seines früheren Prinzipals zu und schloß, dort angekommen, geräuschlos die Haustür auf.

Als langjähriger Kassierer konnte er stets das Haus des Kaufmannes betreten und verlassen, da es ja vorkam, daß er bis spät in die Nacht zu arbeiten hatte, wenn alle schon zur Ruhe gegangen waren. In seinem Besitze fanden sich überdies noch die Schlüssel zu dem Bureau und zu dem Kassenzimmer und die Schlüssel hatte Sahrfeld vergessen, ihm abzufordern.

„Halt!“ sagte er mit leiser, aber fester Stimme, „ich habe eingesehen, wie schändlich mein Vorhaben war, zu welchem das Spiel mich gebracht hat. Ich sage Euch, keiner von Euch wird dieses Haus betreten!“

Im Hause war alles still, die Dienerschaft war längst zur Ruhe gegangen.

Gilbert schritt leise auf Sahrfelds Zimmer zu; seine Füße sanken in den dicken Teppich ein, kein Laut wurde hörbar. Bei dem Zimmer angekommen, stand er still und lauschte angestrengt, denn aus dem Zimmer tönten Stimmen, welche er sofort als die des Hausherrn und die der Gattin desselben erkannte. Er hörte, daß von ihm die Rede war, denn soeben hörte er Frau Sahrfeld in bitterem Tone zu ihrem Gatten sagen: „Ich bitte dich, Alfred, nimm doch den Armen wieder im Geschäft auf! Bedenke doch, er hat uns jahrelang treu gedient, hat Freud und Leid mit uns getragen und nur schlechte Menschen können ihn auf falsche Bahn geleitet haben. Du sagst er habe gespielt, nun ja, ein jeder Mensch kann der Versuchung erliegen. Ich weiß es gewiß, Gilbert wird sein Wort nicht brechen, wenn er dir verspricht, nicht wieder zu spielen! Darum bitte ich dich nochmals, nimm ihn wieder auf laß wieder alles so sein, wie früher!“

Sie hatte in warmen, herzlichen Worten gesprochen; man hörte es ihrer Stimme an, daß ihr das Geschick des unglücklichen Mannes am Herzen lag.

Sahrfeld schien bewegt. „Du hast recht!“ antwortete er. „Ich habe mir die Sache überlegt. Ich will, sobald es meine Zeit erlaubt, zu Gilbert gehen und mit ihm sprechen. Doch es wird bald Zeit, daß wir uns zur Ruhe begeben. Gute Nacht, Helene!“

„Gute Nacht, Alfred!“

Frau Sahrfeld betrat jetzt ihr nebenanliegendes Schlafzimmer, welches von dem ihres Gatten durch eine Portiere getrennt war und nach kurzer Zeit hörte Gilbert eine helle, klare Stimme und als er jetzt sein Ohr an die Tür legte, hörte er, daß es das kleine Töchterchen des Ehepaares war, welches in innigem Tone zu dem lieben Gott

betete, daß er den Irregeleiteten zurückführe auf den Pfad der Tugend, und als das Kind schwieg, da stand auf dem Flur ein gebrochener Mann und hatte das Gesicht in beide Hände vergraben und weinte wie ein Kind.

Gilbert war es. Kein Wort der Unterredung zwischen den Gatten war ihm entgangen und recht gut hatte er die Stimme des kleinen Mädchens erkannt, welches er so oft auf den Knien gewiegt hatte und welches jetzt für ihn betete. Die ganze Größe des Verbrechens, welches er auszuführen im Begriffe stand, war ihm plötzlich klar geworden. Diese braven Leute, welche stets liebevoll und freundlich gegen ihn gewesen waren und noch waren, wollte er ins Unglück stürzen.

„Nein, wahrhaftig nicht!“ kam es leise, wie ein Schwur von seinen Lippen, „Ihr sollt Euch in mir nicht getäuscht haben! Ein neues Leben liegt vor mir; Gott, der mich vor dem Verbrechen bewahrte und mich im letzten Augenblick zurückzog vom Rande des Abgrundes, wird mir auch beistehen, meinem Vorsatze treu zu bleiben.“

Im Zimmer war das Licht erloschen; Gilbert erhob sich, um zu seinen Gefährten zurückzukehren. Leise schritt er die wohlbekannten Stufen hinab und ganz andere Gefühle bewegten seine Brust, gänzlich verschieden von denen, mit welchen er vorhin dieses Haus betreten hatte. Er fand die Spieler schon in großer Aufregung wegen seines langen Ausbleibens.

„Endlich!“ rief Fellner, indem er dem Kommenden hastig entgegeneilte. „Sagt, ist alles sicher?“

„Ja,“ antwortete Gilbert, alles ist zur Ruhe gegangen.“

Nun, dann laßt uns keinen Augenblick versäumen, denn, wenn der Tag anbricht, müssen wir längst fort sein.“

Er wollte, von seinem Genossen gefolgt, vorwärts schreiten, doch Gilbert vertrat ihnen den Weg.

„Halt!“ sagte er mit leiser, aber fester Stimme, „ich habe eingesehen, wie schändlich mein Vorhaben war, zu welchem das Spiel mich gebracht. Ich sage Euch, keiner von Euch wird dieses Haus betreten!“

Die Spieler waren sprachlos vor Ueberraschung zurückgewichen, jetzt aber rief Fellner, nachdem er seiner Aufregung einigermaßen Herr geworden war: „Was fällt Euch ein! Seid Ihr toll!? Haltet Ihr uns vielleicht für Leute, denen man nach Belieben etwas vorschwatzen kann?“

„Keines von beiden!“ versetzte Gilbert fest. „Tut, was Ihr wollt, dieses Haus werdet Ihr nicht betreten. Hört —“ fuhr er bittend fort, als beide durchaus keine Anstalten machten, ihr Vorhaben, den Kaufmann zu bestehlen, aufzugeben, „laßt ab von Eurem Plan, er bringt Euch nur Verderben.“

Er wollte Gilbert zur Seite drängen, aber ehe er soweit kam, hatte dieser einen lauten Hilferuf ausgestoßen. Im nächsten Augenblick hatte Fellner einen Gegenstand aus der Tasche gerissen und ehe Gilbert ausweichen konnte, traf ihn ein schwerer Schlag vor die Stirn. Ohne einen Laut von sich zu geben, brach er zusammen; Blut überströmte sein Angesicht.

Der laute Hilferuf war aber nicht ungehört verhallt; am Ende der Straße wurde es lebendig; Leute eilten herbei.

„Schnell fort!“ raunte Fellner seinem Genossen zu, und beide verschwanden in einer Seitengasse. Als einen Augenblick später die Leute kamen, fanden sie einen blutenden, regungslosen Körper, den sie in das nächste Haus trugen, während einer von ihnen zum Arzte eilte, der auch bald erschien.

Wer ein halbes Jahr später Sahrfelds Bureau betrat, fand alles wieder beim alten. Gilbert saß wieder an seinem Schreibpulte und schrieb und rechnete unermüdlich. Er sah wohl ein wenig bleicher aus als früher und auch zog sich quer über seine Stirn eine breite Narbe, welche von dem Schlage herrührte, welchen er von Fellner damals in der Nacht erhalten hatte, in der selbigen Nacht, in der der Allmächtige ihn im letzten Augenblicke zurückzog vom Rande des Abgrundes; sonst ist er wieder ganz der frühere ehrliche Kassierer.

Lange Zeit hat er zwischen Leben und Tod geschwebt, und als er auf dem Wege der Besserung war, hatte er seinem früheren Prinzipal als ehrlich bekannt, und dieser hatte ihm nur warm die Hand gedrückt, zum Zeichen, daß er ihm verzeihe. Auch Frau Sahrfeld u. die kleine Helene hatten ihn während seiner Krankheit besucht und mit ihm geplaudert und Gilbert war stets froh und glücklich, sobald er die Schritte der beiden vernahm, wenn sie kamen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Seit kurzer Zeit hatte Sahrfeld auch einen zweiten Kassierer angestellt, der seinem Vorgesetzten, dem ersten Kassierer Herrn Gilbert sehr ähnlich sieht. Es ist nämlich Gilberts ältester Sohn, der seinem Herrn ein pflichttreuer Untergebener und seinem Vater eine tüchtige Stütze geworden ist. Von den beiden Spielern hat man nichts wieder gehört.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege . . .“

Eine Heiratsgeschichte von F. Schrönghammer-Heimdal.

Es war wieder einmal ein Abend, an dem „Herr Fritz“, wie man ihn in der Grüngasse einfach nannte, nicht an seinen Stammtisch im „Roten Adler“ ging, sondern daheim in seiner Junggesellenbude blieb.

Mit seinem vollen Namen hieß Herr Fritz Friedrich Wilhelm Meyer, und war stolz, daß er seinen Namen mit „e“ und „y“ schreiben konnte zum Unterschied von Kaspar Meier mit dem gewöhnlichen „ei“ und von Malwine Maier mit dem ebenfalls sehr häufigen „ai“. Herr Kaspar Meier war Flickschuster in der Grüngasse und Fräulein Malwine Maier hatte dort einen „Pariser Neuwäscherei- und Bügelsalon“.

Damit ist auch schon das Verhältnis angedeutet, in dem Herr Friedrich Wilhelm Meyer zu den Genannten stand. Es war ein Abhängigkeitsverhältnis, soweit das Schuhwerk und die Leibwäsche des Herrn Fritz in Frage kamen.

Er selbst stand als Verkäufer und Buchhalter in Kondition der Firma Joseph Mehlstäubl, Kolonialwaren en gros und en detail in der Grüngasse. Auf seiner Visitkarte, die mit vier Reißnägeln an der Wohnungstür befestigt war: hieß es freilich nur Friedrich Wilhelm Meyer, Buchhalter. Von einem Verkäufer stand da nichts zu lesen. Ganz mit Recht. Das Wort Verkäufer drückte immerhin das nicht aus wie Buchhalter. Am liebsten hätte er „Prokurist“ unter seinen Namen gesetzt, Prokurist in Firma Mehlstäubl, Kolonialwaren en gros, was er auch tatsächlich war. Denn sein Chef, Herr Mehlstäubl, kümmerte sich wenig ums Geschäft und saß häufiger bei Früh- und Dämmerschoppen als hinter Geschäftsbüchern und Kalkulationen. „Es langte für ihn“, wie er sich auszudrücken pflegte, und zudem konnte er sich auf seine „rechte Hand“, den Herrn Fritz, vollkommen verlassen. Der hatte von der Pike auf gedient, war nunmehr schon 16 Jahre bei Herrn Mehlstäubl, zuerst als Verkäufer, dann als Buchhalter, dann in beiden Funktionen zugleich. Mit derselben Hand, mit der er eine Bestellung von 10 Tonnen Petroleum schrieb, verkaufte er im nächsten Augenblick einen Bismarckhering.

Herr Fritz war also das Faktotum in der Mehlstäublschen Kolonialwarenhandlung, und gewisse Leute, die schon weiter blickten — es gibt immer solche Leute, die weiter blicken, behaupteten schon, daß Herr Fritz den bei Mehlstäubl begonnenen Lauf auch „sinngemäß“ fortsetzen und dem ganzen die Krone aufsetzen würde, dadurch, daß er sich auch noch zum Schwiegersohn und damit auch zum Geschäftsnachfolger der Firma Mehlstäubl emporschwänge. Die Leute, die das meinten, rechneten aber nicht mit dem Eigenwillen und den Plänen des Herrn Fritz.

Freilich wäre es das natürlichste und einfachste gewesen, wenn Herr Fritz bei Gelegenheit um die Hand der einzigen Tochter seines Chefs angehalten hätte. Sie paßte auch gut zu ihm, hatte Geld und Geschäft und war ein einfach bescheidenes Ding, mit dem sich leben ließ. Freilich, eine Schönheit war sie ja nicht. Sie lief so mit dem „Haufen“, wie man zu sagen pflegt. Nein, an eine Werbung dieser Art dachte Herr Fritz zunächst nicht.

Er dachte weiter. Es widerstrebte seinem Ehrgeiz, diese wichtige Frage seines Lebens auf die angedeutete Weise zu lösen.

Wozu blieb man jeden zweiten Abend dem Stammtisch fern und las daheim mutterseelenallein Geschichten und Romane, in denen „das Geld nicht glücklich macht“, sondern die Liebe allein? Das war es, was das Innenleben des Herrn Fritz im Gegensatz zu den Kombinationen der Kleinbürger in der Grüngasse bewegte.

Freilich hoffte Herr Fritz nicht bloß durch Liebe allein glücklich zu werden, sondern auch durch eine entsprechende Mitgift der Zukünftigen. Darin unterschied er sich auch von den Helden seiner Lieblingsromane, die so schön und rührend zu lesen waren. Da er aber nicht Romanheld, sondern Kaufmann war, rechnete er hauptsächlich mit dieser Glücksmöglichkeit. Und es war auch gar kein verachtenswertes Gefühl, wenn man später nicht bloß eine schöne, liebreizende Frau zeigen, sondern so nebenher eine imponierende Summe, von 50 000 aufwärts, nennen konnte, die mit dem geliebten Weibe, das man selbstverständlich nur aus purer Neigung heiratete, unvermeidlich verbunden war.

Na, was würden die guten Leute in der Grüngasse vom Flickschuster Meier bis hinauf zu seinem Chef für Gesichter machen!

Ja, sein Chef, der Herr Mehlstäubl! Vor den konnte man hintreten und sagen: „Verehrter Herr Chef, zu meinem Bedauern sind jetzt leider Verhältnisse eingetreten, die mich zwingen, meine Stellung in Ihrem Hause aufzugeben. Ich beabsichtige mich zu verheiraten und dem Stande und dem Vermögen meiner Braut entsprechend mich selbständig zu machen.“ „Ja, aber Herr Fritz!“ würde Herr Mehlstäubl sagen.

„Ja, aber Herr Fritz," seine Frau.

„Ja, aber Herr Fritz," seine Tochter.

Herr Fritz antizipierte an jenem Abend schon im Geiste die Ueberraschung, die seine diesbezügliche Mitteilung hervorrufen würde, und weidete sich minutenlang daran.

Und an jenem Abend, an dem Herr Fritz wieder einmal bei einem Stück Leberkäs, zwei Hausbroten, drei Quart Bier und einem Stoß von Liebesromanen daheim saß, schrieb er die Annonce die für seine Zukunft von so einschneidender Bedeutung werden sollte:

Ernstes, ehrenhaftes Heiratsgesuch.

Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege sucht tüchtiger, grundsolider, ehrenhafter Kaufmann, zurzeit in ungekündigter, leitender Stellung mit hohem Gehalt und bedeutenden Ersparnissen, 29 Jahre alt, christlicher Konfession (sehr tolerant), passende Lebensgefährtin. Man nennt mich nicht unhübsch und bin wohl in der Lage, eine Frau dauernd glücklich zu machen. Ernsthafte Bewerberinnen, die sehr hübsch und häuslich sein müssen, wollen sich vertrauensvollst unter „Nur aus Liebe" melden an die Expedition des Blattes. Diskretion Ehrensache. Vermögen gänzlich Nebensache. Vermittlung nur von Angehörigen erwünscht.

Herr Fritz kalkulierte nicht schlecht, wenn er mit der Bemerkung „Vermögen gänzlich Nebensache" sein Ziel zu erreichen hoffte. Er war nicht nur Kaufmann, sondern auch Psychologe, und als solcher sagte er sich, daß sich gerade Damen mit Geld, mit sehr viel Geld vielleicht melden würden, Damen, die in anderen Fällen fürchteten, ausschließlich ihres Vermögens wegen geheiratet zu werden. Nein, hier war einmal ein Mann, der nicht auf das Geld aus war, ein weißer Rabe unter den schwarzen. Herr Fritz wußte aber sehr wohl, wo das meiste Geld zu Hause war, und deshalb vergaß er nicht seine Toleranz in religiösen Anschauungen besonders hervorzuheben. Er wollte den schönen Anhängerinnen mosaischen Bekenntnisses nicht die Gelegenheit nehmen, seine werte Bekanntschaft zu machen.

Herr Fritz war nicht wenig stolz auf seinen Scharfsinn. Wozu wäre man auch Kaufmann? Beide sollten zu ihrem Recht kommen, der Mensch wie der Jünger Merkurs.

Drei Tage später ging Herr Fritz nach Ladenschluß zur Expedition der großen Zeitung, der er sein Inserat anvertraut hatte.

Es ereignete sich, daß er an diesem Abend seit Jahren wieder einmal dem Stammtisch fernblieb, der heute eigentlich an der Tagesordnung gestanden wäre. Den Grund seines Fernbleibens trug er in Gestalt eines Päckchens Briefe in der Brusttasche, gerade an der Stelle, wo das Herz — und heute fast hörbar — an die Weste schlug.

In seiner Eile überhörte er die Gutenachtwünsche des Flickschusters Meier und der Pariser Neuwäscherin Malwine Maier. So konnte der Flickschuster nicht umhin, dem Dahineilenden nachzurufen: „Herr Fritz, wo brennt es denn?" — „Es wird schon wo brennen," meinte die Inhaberin des Bügelsalons. Aber Fritz überhörte diese Bemerkung wie auch den Anruf des Flickschusters.

Ja, es brannte freilich! Lichterloh! Die ganze Grüngasse wäre nicht imstande gewesen, diesen Flammenbrand zu löschen.

Zwölf Briefe, ein ganzes Dutzend Antworten, waren die Frucht seines Ausschreibens. Zwölf Mädchenherzen hatten seine einfache Annonce entzündet!

Diesen Abend vergaß Herr Fritz auch Leberkäse, Brot und Bier. Sein einziger Hunger lechzte nach den Zeilen dieser Briefe.

Und er öffnete mit freudebebender Hand den ersten Brief:

„Mein Ideal!" — Ach, diese Anrede jauchzte ihm förmlich entgegen.

„Mein Ideal!"

Ja, ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, Sie Verehrtester, Bester, Liebster, Einziger, Sie sind mein Ideal. Ein einsames, liebevolles Frauenherz schlägt Ihnen entgegen und ist in Gedanken bei dem schönen, guten Unbekannten auch jetzt in diesem Augenblicken, wo Sie meine Zeilen lesen. Freilich, ein ganz klein wenig bin ich ja älter als Sie, aber was hat das zu bedeuten, wenn man sich liebt? Ja, ich weiß, an Ihrem Herzen bester Freund, werde ich neu erblühen. Bisher war ich nur das Veilchen, das bescheiden im Verborgenen blühte; aber dieses Veilchen wird sich einst als Rose um Ihre starke Mannesbrust ranken. Verzeihen Sie mir, wenn ich heute aus mädchenhafter Scham meinen Namen noch verschweige. Aber ich brenne danach, Sie bald zu sehen und kennen zu lernen. Bitte, schreiben Sie mir sogleich unter „Blauveilchen" postlagernd Residenzstraße, wann und wo ich sie sehen kann. Als Erkennungszeichen werde ich ein Veilchensträußchen im Gürtel tragen. Für heute grüßt Sie innigst

Ihr Blauveilchen."

Nein, diesen Brief mußte Herr Fritz sofort beantworten. Ein so liebevolles Herz durfte er nicht lange quälen. Daß die Dame von ihrem Vermögen nichts erwähnte, deutete er nur günstig. — „Frauenherz" hatte sie geschrieben. Die Sache

gewann zusehends an Reiz. Jedenfalls war es eine Witwe! Der Gedanke hatte etwas Pikantes. Und diese Witwe war jedenfalls sehr reich.

Ja, so wollte er es machen: Uebermorgen hatte er seinen freien Tag. Und so bestellte er sie für diesen Tag um 8 Uhr früh an den Herkulesbrunnen im Stadtpark.

Dann öffnete er den zweiten Brief:

„Euer Hochwohlgeboren!" — Der Anrede nach zu schließen mußte Schreiberin aus feiner Familie stammen. Sie bekundete Lebensart.

„Euer Hochwohlgeboren!

Gibt es heutzutage noch Männer, die bei einer Heirat nicht auf Vermögen sehen? Ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich solches nicht besitze, wohl aber hübsche Aussteuer. Ich bin Beamtentochter, gebildet, sehr häuslich erzogen und möchte Ihnen bei gegenseitigem Gefallen eine treue, aufopferungsfähige und sparsame Lebensgefährtin werden..."

Herr Fritz las den Brief rasch zu Ende. Die Vermögenslosigkeit dieser Reflektantin entsprach seinen Intentionen nicht, bei aller sonstigen Wertschätzung, die er der Schreiberin zollte. Er legte den Brief vorläufig zur Seite.

Mit großer Spannung entfaltete er das dritte Schreiben:

„Sehr geehrter Herr!" — Diese Anrede war kurz, korrekt, fast kaufmännisch. Diese Vermutung bestätigt sich auch.

Sehr geehrter Herr!

Ich bin Kaufmannstochter und möchte auch gerne einen Kaufmann heiraten. Ich bin hübsch und häuslich und bekomme später auch einiges Vermögen. Sollten Sie Lust haben, mich kennen zu lernen, dann bitte ich Sie, mich im Hause meiner Eltern, Romanstraße 162, zu besuchen."

Das „einige" und noch dazu erst später zu erwartende Vermögen, sowie der Besuch bei den Eltern des Mädchens ließen in Herrn Fritz den Entschluß reifen, auch von dieser Offerte Umgang zu nehmen.

Das vierte Schreiben brachte ihm eine kleine Ueberraschung.

„!"

Gewiß, ein Ausrufzeichen war auch eine Anrede an einen noch Unbekannten. Jedenfalls bewies die Schreiberin Geist und zugleich Reserviertheit, woraus sich wieder der Schluß auf eine bessere Familie und entsprechendes Vermögen ziehen ließ.

„!"

Wenn Sie eine Dame ohne Geld heiraten, sind Sie kein Kaufmann, sondern von mir aus ein Hanswurst.

In ausgezeichnetster Hochschätzung

Anonymus Hieronymus."

Kein Zweifel, der Brief war von einem Kollegen, der sich einen Scherz erlaubte. Da der Inhalt des bündigen Schreibens sich mit seinen eigenen Anschauungen in diesem Punkte völlig deckte, legte ihn Herr Fritz ad acta.

Der fünfte Brief war wieder in einer Beziehung bemerkenswert. Er lautete:

Sehr geehrter Herr!

Wenn Sie ernstlich eine Frau suchen, dann gibt es hierfür einen viel bequemeren und praktischeren Weg als den der geld- und zeitraubenden Annonce. Wir laden Sie ein, unserem Gesangverein „Goldene Lyra" beizutreten. Jahresbeitrag nur 2 Mark. In unserem Vereine würden Sie Gelegenheit genug haben, eine passende Frau zu finden."

Nein, Herr Fritz trat prinzipiell solchen Vereinen nicht bei. Der kaufmännische Verein „Merkur", dessen Mitglied er seit zehn Jahren war, genügte ihm vollkommen.

Er las das sechste Schreiben:

„Mein Herr!" — Das war kurz und bündig.

„Wenn es Ihnen wirklich darum zu tun ist, eine passende Frau zu finden, so nenne ich Ihnen zwecks Annäherung meinen Namen, vorausgesetzt, daß Sie mir vorher Näheres über Ihre werte Persönlichkeit mitteilen. Gegen eine beiderseitige unverbindliche vorläufige Begegnung habe ich nichts einzuwenden. Schreiben Sie mir, bitte, unter „Trautes Heim" postlagernd Karlstraße."

Und Herr Fritz schrieb unter „Trautes Heim" postlagernd Karlstraße und bestellte die Schreiberin für übermorgen 9 Uhr vormittags an den Herkulesbrunnen im Stadtpark. Bis dahin hoffte er mit „Blauveilchen", das er um 8 Uhr bestellt hatte, fertig zu sein. Denn er mußte mit seiner Zeit rechnen.

Die größte und freudigste Ueberraschung brachte Herrn Fritz das siebente Schreiben.

Das enthielt eine Photographie.

Und was für ein Bild!

Das war kein gewöhnliches Menschenkind, nein das war eine Göttin an Schönheit. Lange betrachtete Herr Fritz das Bild. Die Kleidung und der Schmuck ließen erraten, daß seine Hoffnungen auch in anderer Hinsicht vollauf gerechtfertigt waren.

Er konnte nicht umhin, das Bild zu küssen, bevor er den dazu gehörigen Brief las.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Verehrter Unbekannter!" — Die Wärme, die aus dem Wort „Verehrter" sprach, tat Herr Fritz sichtlich wohl.

„Es ist mir außerordentlich sympathisch, daß Sie so tolerant denken. Ich bin Israelitin, aber ebenfalls sehr tolerant. Ueber mein Vermögen will ich Ihnen vorderhand keine Angaben machen, da ich ebenso wie Sie von der Anschauung ausgehe, daß sich zuvor die Herzen finden müssen. Das andere kann erst in zweiter Linie eine Rolle spielen. Nach der Art Ihres Ausschreibens gehe ich wohl nicht fehl in der Annahme, daß Sie der richtige Mann für mich sind. Ich erwarte baldige Nachricht unter meinem Vornamen „Sulamith" postlagernd Kaiserstraße."

Ohne Zweifel — das war die Gesuchte! Die hatte alles was sein Herz begehrte, und alles, was sein Verstand bei einer Heirat für notwendig erachtete. Wenn die Dame in der vornehmen Kaiserstraße wohnte, dann mußte sie schwer reich sein. Ja, sie hatte selbst schon zugegeben, daß sie Vermögen besaß. Aus Zartgefühl nur vermied sie es, genauere Angaben über die Barsumme oder etwa vorhandene Realwerte zu machen.

Und Herr Fritz bestellte die Schöne für übermorgen 10 Uhr vormittags zum Herkulesbrunnen im Stadtpark.

Noch ganz unter dem Eindruck des Bildes, las er den nächsten Brief:

„Lieber Herr!" — Das war wieder vertrauenerweckend.

„Ihre Annonce hat mir solche Achtung vor Ihnen eingeflößt, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn ich Ihre persönliche Bekanntschaft machen dürfte. Ich erbitte Ihre freundliche Nachricht unter „Rosenstock" an Hotel drei Mohren, Ringstraße."

Unter dem Brieftext war gleichsam als Köder ein allerliebstes Köpfchen, das Bild der Schreiberin, aufgeklebt. Ein nettes Kerlchen mit einem allerliebsten Stumpfnäßchen und einem Grübchen im Kinn. Da die Dame im Hotel drei Mohren wohnte, mußte sie auch entsprechend bei Geld sein. Herr Fritz hatte in diesen Dingen einen geübten Blick, und so konnte er nicht umhin, die reizende Kleine zu verständigen, daß übermorgen um 11 Uhr vormittags der „liebe Herr" sie beim Herkulesbrunnen im Stadtpark erwarte.

Der nächste Brief brachte Herrn Fritz wieder eine Enttäuschung. Es war ein gedrucktes Empfehlungsschreiben eines Heiratsvermittlers, der mit anderen ähnlichen Instituten nicht verwechselt sein wollte. Herr Fritz legte den Wisch abseits.

Die beiden nächsten Briefe entsprachen den Erwartungen des Suchenden ebenfalls nicht. Zwei Freundinnen, die einen Mann wünschten, der auf Geld nicht zu sehen braucht.

Aber das letzte Schreiben war wieder ein Volltreffer.

„Werter Herr!

Ich bin Gutsbesitzerstochter von auswärts und mein Wunsch wäre, einen Gebildeten, am liebsten einen Kaufmann, zu heiraten. Da ich vorübergehend bei einer Freundin zu Besuch bin, könnten wir uns die nächsten Tage sehen. Ich bin groß, sehr hübsche Blondine, wie man sagt, sehr tüchtig und häuslich und besitze ein Vermögen von 80 000 Mark bar; später bei Uebernahme des Hofes durch meinen Bruder bekomme ich noch einmal soviel. Ich erbitte Ihre Nachricht unter Rosa Enthuber hauptpostlagernd.

Mit der Bitte um Diskretion verbleibe ich Ihre aufrichtige R. E."

Ja, der Brief war aufrichtig. Das Bild der schönen „Sulamith" begann in Ansehung dieser handgreiflichen 80 000 Mark ein wenig zu verblassen. Und die weiteren 80 000 Mark, die noch in Aussicht standen, waren auch nicht von Pappe.

Und sie hatten gar keine Eile. Ein Kaufmann wie Herr Friedrich Wilhelm Meyer konnte warten.

Sehr hübsch und stattlich war die Schreiberin auch, jedenfalls eine ländliche Schönheit, eine Art Bavaria. Und für das Ländliche, Echte, Biedere, Urwüchsige hatte Herr Fritz immerhin eine gewisse Schwäche, namentlich wenn ein schönes Mädchen und eine Summe, von deren Zinsertrag man leben konnte, damit verbunden waren.

Schon der Name Enthuber flößte ihm Vertrauen ein. Jedenfalls war es eine Verhunzung aus Entenhuber, also einem Hofbesitzer, der mit Vorliebe Entenzucht trieb. Man weiß ja, wie rentabel heutzutage gerade die Geflügelzucht ist. Daher auch die 80 000 Mark. Und später nocheinmal so viel. Macht 160 000 Mark.

Mit der Bilanz des heutigen Abends war Herr Fritz mehr als zufrieden.

Sein Schreiben an Rosa Enthuber war deshalb auch etwas ausführlicher. Er bestellte sie nicht bloß für 12 Uhr zum bewußten Brunnen, sondern lud sie auch förmlich zu einem Mittagessen für diesen Tag und daran anschließend zu einem Ausflug ein.

Und gab der Hoffnung Ausdruck, daß sich bei dieser Gelegenheit die Herzen sicher zusammenfinden würden.

Als Herr Fritz am übernächsten Tage zu früher Morgenstunde durch die Grüngasse ging, steckten

die Krämer, Schuhflicker und Wäscherinnen die Köpfe zusammen. Herr Fritz lachte und grüßte nach allen Seiten, als ob er schon 80 000 Mark in der Tasche trüge. Es waren aber nur 200 Mk., der zehnte Teil seiner Ersparnisse, die er für diesen Zweck längst bereit gehalten hatte.

Das Staunen der Leute in der Grüngasse galt aber weniger der Person des Herrn Fritz, sondern dem Gehrock, den er heute trug und den er sich gestern von einem Tändler am Alten Markt ausgeliehen hatte. Fräulein Malwine Meier hatte die Ehre, ihn noch ausbügeln zu dürfen. Ihre bei dieser Gelegenheit vorsichtig und schlau gestellten Fragen quittierte aber Herr Fritz mit einem ebenso vorsichtig und schlauen Lächeln.

Als er nun gar am nächsten Tage in dem ominösen Kleidungsstück durch die Grüngasse ging, unbekannt wohin, ließen sich allerhand Vermutungen aufstellen. Und die Nachbarn in der Grüngasse hatten ihr Tagesthema: die Gehrockreise des Herrn Fritz ins Unbekannte.

Er selbst aber ging als Mann den Ereignissen entgegen, die seine Zukunft entscheiden sollten.

Als er die Umrisse des Herkulesbrunnens aus dem leichten Morgennebel auftauchen sah, war es gerade fünf Minuten vor acht. „Blauveilchen" konnte also jeden Augenblick zur Stelle sein.

Es wurde 8 Uhr, es vergingen weitere 5 Minuten, aber auf keinem der Wege, die zum Brunnen führten, ließ sich ein weibliches Wesen sehen.

Nur beim Brunnen selbst machte sich jetzt eine Figur bemerkbar. Herr Fritz ging gefaßt auf sie zu und sah sich einer alten Dame gegenüber, die tatsächlich ein Veilchensträußchen im Gürtel trug. Aber die konnte es unmöglich sein, die war ja mindestens um 20 Jahre älter als er. Vielleicht hatte die Dame ebenfalls ein Rendezvous, aber mit einem anderen. Diese Annahme er schien Herr Fritz die natürlichste, und so nahm er seine Promenade wieder auf.

Es wurde halb 9 Uhr, aber sein Blauveilchen war noch immer nicht zur Stelle.

Plötzlich berührte jemand seine Schulter. Erschrocken wandte er sich um und gewahrte zu seinem Entsetzen das mindestens fünfzigjährige „Blauveilchen" hinter sich. Also doch.

„Warum so schüchtern?" flötete sie.

Herr Fritz aber war sprachlos.

„Ja, wundern sie sich nur, lieber Herr. „Ich bin das „Blauveilchen". Sehen Sie hier im Gürtel . . ."

Am liebsten wäre Fritz auf und davon gerannt. Das ging ja gut an. Endlich raffte er sich auf: „Ja, aber erlauben Sie mir, der Altersunterschied —"

„Tut gar nichts zur Sache, lieber Herr, wenn man sich liebt. Und ich liebe Sie. Oder zweifeln Sie etwa? Oder glauben Sie etwa, daß ich Sie nicht glücklich machen kann? Lieber Herr, ich kann alles, was ich will."

„Meine Dame, ich habe nicht den geringsten Zweifel über Ihre Absichten. Immerhin, der Altersunterschied erfordert doch einen gewissen Ausgleich . . ."

„Liebster, die Liebe gleicht alles aus. Die Liebe —"

„Die Liebe ist ja ganz schön, meine Dame, aber von der Liebe allein kann man nicht leben. Gestatten Sie mir eine Frage: Wie steht es denn eigentlich mit —"

„Na mit . . .?"

„Mit der materiellen Seite, mit den Finanzen?" —

„Also soweit sind wir!? Ach so! Guter Freund ich könnte sagen ich bin Millionärin. Aber nachdem Sie sich so entpuppt haben, sage ich, Sie Unverschämter."

Sprachs, drehte sich um und verschwand im Morgennebel.

Herr Fritz hatte nicht lange Zeit, über diese merkwürdige Begegnung nachzudenken. Denn plötzlich stand ein junges, hübsches frisches Mädchen dicht am Brunnen.

Kein Zweifel — das war Nummer 2, das „Traute Heim" aus der Klarastraße.

Herr Fritz setzte die liebenswürdigste Miene auf, eine Miene, wie er sie sonst etwa dem Magistratsrat Huber gegenüber zur Schau trug, wenn er bei Mehlstäubl eine Anguillotte kaufte. Aber was war das? Das „Traute Heim" schmollte.

„Ich habe wohl die Ehre, das gnädige Fräulein aus der Karlstraße zu begrüßen?"

„Sie sind garstig," sagte das Mädchen. „Ein junger Mann, der seiner Großmutter an einem öffentlichen Platz eine solche Szene machen kann, deren Zeugin ich eben war, wird auch seine künftige Frau nicht auf Rosen betten."

Also das wärs! Das Mädchen hatte „Blauveilchen" für seine Großmutter gehalten.

Fritz beeilte sich, den Irrtum aufzuklären, allerdings mit der Einschränkung, daß er zu der betreffenden Dame nicht im entferntesten in Beziehung stünde.

Damit war die Unbekannte zufrieden.

Im Laufe des nun folgenden Gespräches wußte Herr Fritz nach Darlegung seiner eigenen Verhältnisse das Thema auf die materiellen Voraussetz-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

ungen auch auf seiten des Mädchens zu bringen. Es stellte sich heraus, daß sie Barvermögen nicht besaß, wohl aber einen jährlichen Zuschuß von 1000 Mark zu erwarten habe.

Da dieser jährliche Zuschuß noch dazu von einer Tante in Aussicht gestellt war, fand es Herr Fritz für geraten, die Begegnung abzubrechen, freilich mit dem Versprechen, bald wieder zu schreiben.

Er geleitete das Mädchen — sein Gehrock legte ihm gewisse Verpflichtungen auf — noch bis zur Stadtgrenze und empfahl sich dort unter dem höflichen Hinweise auf das Leutgerede, wenn man sie zusammen sähe.

So hate sich Herr Fritz auch glücklich aus dieser zweiten Schlinge gezogen.

Als er zurückkam, war es 10 Uhr und „Sulamith" stand am Herkulesbrunnen.

Sulamith!

Ja, das war sie und keine andere. Das war das leibhaftige Original des geliebten Bildes, das er in der Brusttasche trug.

„Salumith!" seufzte Herr Fritz im Vorbeigehen.

„Ach, Sie sind der Herr!" rief die Schöne mit einem Organ, das einer königlichen Kammersängerin Ehre gemacht hätte.

„Friedrich Wilhelm Meyer," stellte sich Herr Fritz vor.

„Meyer. Wie gut sich das trifft. Ich heiße nämlich auch Meyer."

„Ah, schreiben Sie Ihren Namen auch mit „e" und „y"?"

„Sie sagen es, mit „e" und „y".

Damit war schon äußerlich eine glückliche Harmonie, eine schöne Namensgemeinschaft festgestellt.

Im Laufe der weiteren Unterhaltung stellte sich auch eine wünschenswerte Seelenharmonie heraus.

Nur einmal schien das Gespräch eine gefährliche Wendung zu nehmen, als Salumith Herrn Fritz fragte, ob er wirklich so tolerant sei, ohne Reue und spätere Vorwürfe eine Israelitin zu heiraten. Ein Blick auf die Brillantohrringe und das Perlenkollier der Schönen gab Herrn Fritz die richtige Antwort ein:

„Fräulein Meyer, beste Sulamith, ich weiß, was ich sage, wenn ich Ihnen verspreche, daß Sie nie ein Wort von mir darüber hören werden."

„Das ehrt Sie. Und das nimmt mir die einzige Sorge, die ich hinsichtlich unserer gemeinsamen Zukunft hegte. Aber nun noch eine Frage: Wie würden Sie sich zu einem eventuellen Uebertritt zu meinem Bekenntnis stellen?"

Herr Fritz blieb stehen, atmete tief und sprach: „Liebe Sulamith, als Mensch, aus Liebe zu Ihnen könnte ich es. Aber als Charakter..."

„Als Charakter," fiel ihm Sulamith ins Wort, „als Charakter würden Sie davor zurückschrecken. Auch das wollte ich noch wissen. Ja, Sie haben Charakter, Herr —"

„Fritz —"

„Herr Fritz. Und niemand weiß das mehr zu schätzen als ich."

Damit waren alle Wege geebnet, und als sie sich trennten, schieden sie mit dem festen Vorsatz und Versprechen, sich in 14 Tagen wieder an derselben Stelle und zu derselben Stunde zu treffen. Inzwischen wollten sie sich täglich postlagernd schreiben.

Herr Fritz schwelgte in Wonne. Am liebsten wäre er freilich gleich mit Sulamith durch die Grüngasse gegangen, Arm in Arm. Aber das ging nicht an; es sollte noch ein Geheimnis bleiben, wie Sulamith meinte, bis sie ihre Angehörigen von ihrem eigenmächtigen Schritt verständigt hätte. — Aber der Triumph war auch in 14 Tagen noch früh genug.

Als Herr Fritz wieder zum Brunnen zurückkam, erkannte er in der reizenden Kleinen, die dort promenierte, die Schreiberin aus dem Hotel „Drei Mohren".

Sie war sehr hübsch, sehr hübsch, aber klein, sehr klein. Sie reichte Herrn Fritz kaum bis an die Schulter.

Und „Mizzi" hieß sie.

Und Büfettfräulein war sie im Hotel.

Und ihr Vater wäre Pferdehändler.

Der Pferdehändler gab für Herrn Fritz den Ausschlag. Da die kleine nicht viel Zeit hatte, versprach ihr Fritz, bald in die „Drei Mohren" zu kommen. —

Als es 12 Uhr schlug, erschien Rosa Enthuber auf der Bildfläche. So prosaisch ihr Name war, so poetisch und stilvoll war die Erscheinung. Wenn Herr Fritz nicht schon Kenntnis von den zweimal 80 000 Mark gehabt hätte, dann hätte er auf diese Summe aus dem Spitzenkleid der Gutsbesitzerstochter geschlossen.

Und schön war sie, fast so schön wie Sulamith.

Herr Fritz wiederholte seine Einladung zu einem gemeinsamen Mittagstisch, was auch dankend angenommen wurde. Rosa riskierte nichts. Sie hatte außer ihrer Freundin keine Bekannte in der Stadt und durfte sich, wie sie sagte, mit einem jungen hübschen Manne zeigen, ohne Klatschereien fürchten zu müssen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Herrn Fritz stand also ein schöner, genußreicher Tag in Aussicht, und sein Drang nach Abenteuern sollte befriedigt werden.

Beim gemeinsamen Mittagessen stellte sich zunächst eine völlige Harmonie hinsichtlich der beiderseitigen Leibspeisen heraus, und so konnte es nicht fehlen, daß eines im andern auch die gleiche Weltanschauung entdeckte.

Als sie den Nachmittagsausflug besprachen, fühlte sich Rosa Enthuber schon als Braut des Herrn Fritz. Dieser fand sich mit dieser Tatsache um so eher ab, als er sich sagte: Sie ist ein natürliches, unverdorbenes Landkind und weiß nichts von Sulamith. Zudem gefiel sich Herr Fritz in der Rolle des Don Juan, die er heute zum ersten Male in seinem Leben spielen durfte.

Ja, Rosa Enthuber war ein harmloses Landkind.

Als man zum Bahnhof ging, blieb sie vor jeder Auslage stehen und bewunderte die Herrlichkeiten der Großstadt.

Hier gefiel ihr eine Brosche besonders gut.

Herr Fritz sah nach dem Aushängezettel und vergewisserte sich über den Preis. Nur 8 Mark.

Herr Fritz machte das erste Präsent in seinem Leben.

Dort bewunderte sie eine Kammgarnitur mit Similibrillanten. Und Herr Fritz versprach, das Wunderwerk nach der Rückkunft zu erstehen. Er dachte an die zweimal 80 000 Mark.

Am Kino konnte das Landkind erst recht nicht vorübergehen. Und Herr Fritz zeigte sich nicht abgeneigt. Er nahm selbstverständlich zwei erste Plätze.

Vorne auf der Bühne tosten die Niagarafälle in schauerliche Abgründe.

Da fanden sich die Hände des Herrn Fritz und der Rosa Enthuber.

Bei dem spanischen Stiergefecht fanden sich ihre Herzen.

Und auf dem Trümmerfelde von Babylon fanden sich ihre Lippen zu einem langen, innigen Kuß.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß der Ausflug sehr lange dauerte, so lange,, bis man den letzten Zug nach der Großstadt versäumte.

Es blieb ihnen nichts übrig, als in der abgelegenen Bahnhofswirtschaft weit draußen zu übernachten und mit dem ersten Morgenzug zurückzufahren, damit Fritz doch noch rechtzeitig ins Geschäft kam.

Der erste Zug ging aber schon sehr früh, und es war fraglich, ob man sich am nächsten Morgen noch sehen konnte.

Und da kam das harmlose Landkind auf eine Idee.

„Weißt du, Fritz, wie wir es machen? Wir lassen einfach die Türe offen. Wer zuerst wach wird, weckt das andere. Denn ohne Kuß von dir scheiden müssen, Fritz, das brächte ich nicht übers Herz.“.“

Ja, sie hatte recht. So ging es am einfachsten und ohne Aufsehen. —

Herr Fritz, von den Ereignissen des letzten Tages übermüdet, verfiel bald in einen tiefen Schlaf.

Als er erwachte, stand die Sonne schon hell am Himmel.

Ein Blick nach der Uhr; ja, wo war denn die Uhr? Er hate sie doch gestern beim Schlafengehen noch, wie sonst immer, aufs Nachtkästchen gelegt.

Er suchte in allen Taschen.

In der Brieftasche fehlten die 200 Mark. Und der Inhalt seines Portemonnaies reichte gerade noch zum Zimmerzahlen und zur Rückfahrt.

Herr Fritz stürzte in Rosas Zimmer.

Es war leer.

Fräulein Rosa Enthuber war und blieb verschwunden.

Wenn in späteren Jahren am Stammtisch das Gespräch auf die Politik der „offenen Tür“ kam, erwies sich Herr Fritz immer als ihr heftigster Gegner.

* * *

Als Herr Fritz am nächsten Tage um ein paar Stunden zu spät ins Geschäft kam, gab es allseits verwunderte Augen. Da Herr Fritz sonst die Pünktlichkeit selbst war, und man den Grund seines Fernbleibens nicht erfahren, sondern nur ahnen konnte, kristallisierten sich die Mutmaßungen in der Grüngasse zu dem Satze: „Herr Fritz trägt ein Geheimnis mit sich herum.“

Diese Mutmaßungen gewannen neue Nahrung als sich in der nächsten Zeit Herr Fritz öfter in Gesellschaft eines Mannes zeigte, den der Flickschuster Meier als Detektiv erkannte.

Die Tätigkeit dieses Kriminalisten galt freilich nicht den Nachforschern nach einer gewissen Rosa Enthuber — über die hat Herr Fritz lebenslang geschwiegen —, sondern der Feststellung der Persönlichkeit einer gewissen Sulamith Meyer, deren Bild Herr Fritz noch immer treu am Herzen trug.

Herr Fritz war ganz bei der Sache. Diese Nachforschungen nahmen sein Denken so sehr in Anspruch, daß er statt eines bestellten Pfund Zukkers eine Dose Oelsardinen oder umgekehrt dem betreffenden Kunden verabreichte.

Noch bevor die Nachforschungen über Sula-

mith Meyer, die trotz ihres Versprechens, täglich zu schreiben, noch keine Zeile an Herrn Fritz gerichtet hatte, abgeschlossen waren, trat ein Ereignis ein, das Herrn Fritz vom Abenteuerlichen weg wieder in vernünftige Bahnen lenkte.

Eines Abends, nach Ladenschluß, ließ Frau Mehlstäubl den Herrn Fritz in ihre Wohnung rufen.

„Herr Fritz, ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, die ich sehr bedaure. Mein Mann trägt sich mit dem Gedanken, Ihnen zu kündigen."

Die Wirkung dieser Worte war so niederschmetternd, daß sich Herr Fritz in den nächst besten Stuhl fallen ließ.

„Nein, Herr Fritz, so kann es nicht weiter gehen. Sie ruinieren uns ja in Ihrer Zerstreutheit noch das ganze Geschäft. Ich habe kein Recht, den Grund Ihrer Zerstreutheit zu erforschen. Aber in der Grüngasse sagt man es sich, daß Sie ein Geheimnis herumtragen ..." .

„Ja, ein Geheimnis," stammelte Herr Fritz.

„Was dieses Geheimnis betrifft, wären doch mein Mann und ich die ersten, denen Sie sich anvertrauen sollten. Sie wissen auch, daß man Sie für unseren künftigen Schwiegersohn hält. Sie dürfen aber ja nicht glauben, daß wir Ihnen unser Kind an den Hals werfen! Wir wissen, wer Sie sind und was wir haben. Wir unterschätzen aber auch Ihre Persönlichkeit nicht, Herr Fritz, und soviel ich merke, ist Ihnen unsere Tochter gar nicht abgeneigt. Sie hat schon die schönsten und besten Partien ausgeschlagen ..."

Nun als Mann werden Sie wissen, was Sie zu tun haben, wenn Sie eine Kündigung vermeiden wollen. Adieu, Herr Fritz."

Das war also eine Art Ultimatum — entweder — oder. Da der Fritz immer mehr die Ueberzeugung gewann, daß ihn die schöne Sulamith nur zum besten gehalten hatte, wußte er, was er „als Mann" zu tun hätte. Und der Spatz in der Hand war in jedem Falle besser, als die Taube auf dem Dache. Herr Fritz fand es für geraten, die Kündigung zu umgehen. —

Herr Mehlstäubl zog sich mit Gemahlin in den wohlverdienten Ruhestand zurück; das Firmenschild an seinem Geschäftshause trug jetzt den Namen Friedrich Wilhelm Meyer.

Dieser Friedrich Wilhelm Meyer ertrug die Gratulationen seiner Stammtischgenossen mit Würde. Es war ja gerade kein Unglück, der Schwiegersohn des Herrn Mehlstäubl zu sein. Aber man hätte noch ein ganz anderes Glück machen können, wenn, wenn man nicht Charakter gehabt hätte.

Und bei solchen Anlässen zeigte Herr Fritz das Bild der schönen Sulamith, das er immer noch in der Brieftasche trug, die „jene" Rosa Enthuber in „jener" Nacht entleert hatte. Und wenn Herr Fritz den Eindruck des Bildes bei seinen Vertrauten noch durch die Nennung einer fabelhaft hohen Summe vertiefte, erstrahlte seine Charakterfestigkeit im hellsten Glorienglanze.

Hut ab vor einem Manne, der aus Charakter und religiöser Ueberzeugung das schönste Weib der Welt und eine halbe Million im Stiche ließ.

Das war der moralische Gewinn, den Herr Fritz aus der Affäre zog.

Ein Blick aus dem Fenster.

Von Henriette Brey.

Das große Krankenhaus der barmherzigen Schwestern liegt voll Verwundeten. Außer mir sind nur noch wenige Privatkranke da. Mein Fenster geht nach dem Garten hin. Aber ich schaue nicht allzu oft hinaus. Es geht etwas mühsam, und dann — es tut nicht immer gut, in den grünen, blühenden Frühling zu blicken, man hat dann so ein heimliches Sehnen niederzukämpfen. Heute aber hat die Schwester mich in den Kissen aufgestützt und meine Augen schauen hinaus, um wenigstens ein Stückchen der schönen Gotteswelt in sich aufzusaugen.

Himmelsblau und sonnendurchdrängtes Grün! Drüben, den Gartenweg umsäumend, ein breiter grüner Streifen schilfartiger Blätter, aus dem eine Fülle herrlicher, stolzer Iris ragen. Wundervoll leuchtet der tiefviolette Sammet der Blüten zu mir herüber in seltsamer, fremdartiger Schönheit! Ein Hauch des Welkens hat sie schon gestreift, aber noch beherrscht ihr leuchtendes Lila den ganzen Garten.

Und weiterhin in doppelten Reihen ragen Lilien aufwärts. Sie stehen voller Knospen, die dem Entfalten nahe sind. Schon quellen weiße

Streifen zwischen den grünen Deckhüllen hervor.

Weiße Lilien!... Wie sie Erinnerungen wekken! Noch eine Woche etwa, dann werden sie erblühet sein und in königlicher Schöne prangen — und noch eine Woche, dann wird der ewig schrekkenvolle Junitag sich jähren, an dem zwei königliche Lilien geknickt, gebrochen wurden! An dem Oesterreichs Stolz und Zukunftshoffnung, der edle Erzherzogthronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin hingemordet wurden!

Nie mehr kann ich fortan weiße Lilien sehen, ohne dieser herrlichen Menschen und ihres Opfertodes zu gedenken, in meinem Herzen sind sie unauslöschlich damit verknüpft.

Es war wenige Tage nach dieser himmelschreienden Tat. Noch zitterten die Herzen in Schmerz und Entsetzen, noch konnte man nichts anderes denken als das Unfaßliche, Erschütternde. Meine treue Pflegerin hatte mich in den Garten hinausgetragen und den Fahrstuhl vor die Lilienreihen geschoben. Mit umflorten Augen sah ich auf die schimmernde, schneeige Pracht, auf den wunderbaren Schmelz der weißen Blütenkelche. Süße Düfte stiegen wie aus offenen Opferkelchen in die Luft. Ich dachte nur an Weihrauchwolken, schwelende Kerzen und Totenkränze... Nun würde zu Arstetten die Gruft sich über zwei Särgen geschlossen haben — und so viel Hoffnung und Glück war mit ihnen eingesargt! Und drei verwaiste, verweinte Kinder sah ich, selber bleichen Lilien gleich im schwarzen Flor, wie sie den toten Eltern Lilien brachten — Lilien aus den wundervollen Gärten, die Franz Ferdinand mit so viel Blumenliebe und Kunstverständnis und Schönheitssinn gehegt und gepflegt.

Meine Augen schweiften die Reihen entlang. Und da sahen sie seitwärts zwei vollerblühte Lilienstengel am Boden liegen — gebrochen, todgeweiht. Ein roher Fuß hatte wohl dazwischen getreten und nun waren sie über der Wurzel abgeknickt. Die weißen Kelche lagen im Staube, die goldgelben Staubgefäße, die wie eine goldene Königskrone aufragten, waren in die Erde getreten. — — Ja, zwei weiße, edle, königliche Lilien waren grausam zertreten...

Noch heute fühle ich, wie es mich seltsam durchschauerte. Wenn die Lilien wieder blühen, lasse ich mich hinaustragen und halte eine stille Totenfeier...

Gedankenvoll will ich mich wieder zurücklegen, da kommen drei Feldgraue den Gartenweg daher, genesende Krieger, die wohl bald wieder zur Front gehen, um von neuem zu kämpfen, vielleicht zu bluten und — zu sterben.

Gott segne euch, ihr tapferen Helden. Eure Narben sind Ehrenzeichen, mit Ehrfurcht grüße ich sie! — Sie setzten sich auf eine Bank bei den Iris. Was hat denn der eine in Händen? Wenn ich nicht irre — — ja, es ist eine Ziehharmonika! Er will doch wohl nicht hier...? Ein Gefühl des Unbehagens steigt in mir auf. Ich liebe die Musik leidenschaftlich, aber Ziehharmonika — das ist doch... das wird schon eher alles andere als Genuß werden.

Aber gleich schäme ich mich dieses Gefühls. Wie anmaßend gedacht und undankbar! Denn wie oft lese ich in den Zeitungen, daß die Klänge der braven Mund- und Ziehharmonika die Lebensgeister, die Nerven der erschöpften Truppen wieder belebt haben und ein frischer Zug durch die müden Kolonnen ging. Nein, die braven Feldgrauen Jungens sollen ruhig spielen nach Herzenslust!

Da beginnt auch schon das Spiel. Aber — nach den ersten Klängen stutze ich. Hatte ich mich eben geirrt, ist es ein anderes Instrument? Konnte man wirklich diesem ländlichen, so gar nicht „salonfähigen" Instrument Weisen von solcher Schönheit entlocken?

Ich richte mich wieder auf. Ja — es ist wirklich eine Harmonika, die Beschläge blitzen im Sonnenschein, jedenfalls ein vorzügliches Instrument. Der junge Soldat sitzt in der Mitte der Bank, zwei Kameraden rechts und links neben ihm. Vor ihm steht ein eiserner Notenständer, darauf ein großes Notenbuch, aus dem er spielt. Spielt, wie ich es noch nie gehört! Nein, niemals mehr will ich auf eine Ziehharmonika geringschätzend herabblicken. Dieser Künstler — denn das ist er — hat mich bekehrt! — Keine Lieder sind es, aber prachtvolle Musikstücke. Das singt und klingt und schluchzt und weint und betet — dazwischen rauscht ein voller Chor, dann klingt es wie ein Waldhornsolo. Ich lausche atemlos dem meisterhaften Spiel, dann schelle ich der Schwester und lasse mir mein scharfes Glas reichen, ich möchte die Züge der Spielenden sehen. Ein junges, todernstes Gesicht — er mag wohl Furchtbares geschaut haben. Blasse, verträumte Züge. Neben ihm der eine Kamerad hat den Arm auf die Rücklehne der Bank gelegt und den Kopf dicht zum Spielenden geneigt, ganz versunken in andächtigem Lauschen. Der zur anderen verfolgt vorgebeugt den Gang des Stückes und wendet die Notenblätter. Und dann sehe ich etwas rührendes: Durch die Macht der Töne herbeigelockt, kommen aus den anderen Teilen des Gartens die Verwundeten herzu, in Feldgrau oder weißen Lazarettkleidern. Einige humpelnd, schwankend, auf den Stock oder mühsam auf Krük-

ken gestützt — die Lahmen, die Krüppel: die Helden des Schlachtfeldes. Einer trägt den Arm in einer breiten Binde. Ein bärtiger Landwehrmann mit tiefliegenden, müden Augen hat den Kopf verbunden und hält den dick umwickelten Handstumpf vor sich, ihn mit der gesunden Hand vorsichtig schützend.

Leise, wortlos kommen sie herangeschlichen, einer nach dem andern, und setzen sich still auf die Bänke nebenan, so weit Platz ist. Ein paar setzen sich zu Füßen des Musikers auf das Gras des Wegrandes nieder und schauen zu ihm auf mit großen, ehrfürchtigen Augen. Und dann schleppt sich noch einer auf zwei Krücken herbei — o der Arme! Er hat ein Bein und den linken Arm bis zum Ellbogen amputiert. Da steht ein blonder Hühne mit verbundener Schulter auf, bietet dem Kameraden seinen Platz an und hilft ihm behutsam sich niederlassen. Ein ergreifendes Bild, diese Gruppe! Ein wunderbares Motiv für einen Maler!

Und der junge Meister spielt und spielt. Und wenn ein Stück zu Ende ist, liegt eine stumme Bitte in allen Augenpaaren, oder ein leise geflüstertes Wort bittet: „Noch mehr — o spiele weiter!"

Und er spielt weiter und sie lauschen wie in einer Kirche. Die Zigaretten sind längst ausgegangen, sie merkens nicht. Der dort hält die Augen mit der Hand bedeckt, jener schaut versonnen vor sich hin; dieser sitzt weit vorgebeugt, die gefalteten Hände zwischen den Knien herabhängend. Einer stützt den Ellenbogen auf das Knie und die Stirne in der Hand, ein anderer hält den Kopf abgewandt und schaut mit zusammengepreßten Lippen starr auf die blühenden Iris. Und mancher wischt sich verstohlen eine Träne ab.

Ein blutjunger Soldat, eher wie ein Studentlein aussehend, wohl kaum 18 Jahr, schleicht sich seitwärts. Er preßt das feine, schmale Knabengesicht gegen die rauhe Rinde eines Baumes und seine Schultern zucken in verhaltenem Weinen. Ach ja, die Heimat, die Mutter — die Lieben daheim!

Nun geht der Künstler in ein Volkslied über. „Fahr wohl mein teures Lieb ..." klingt es ergreifend aus dem Instrument.

Aber keiner der Soldaten, die sonst so gerne singen, die nach deutscher Art sofort in eine gespielte Melodie in vollem Chor einstimmen, singt jetzt mit. Die Köpfe bleiben gesenkt. Es mag ihnen wohl in der Kehle würgen wie mir, ihre Seelen mögen wohl zu tief ergriffen sein!

Mir steigt es heiß aus dem Herzen. Das sind also — „Barbaren"! Unsere braven, tapferen Jungens mit dem kinderweichen Gemüt, löwenkühn in der Schlacht, aber weit offen die Seelen für die Macht der Musik, die ihnen Heimat und Eltern, Weib und Kind, Mutter und Liebste vorzaubert und ihre Herzen mit Sehnsucht durchzittert — das sollen „Hunnen und Barbaren" sein!?

Die Musik drüben ist verstummt, die fleißigen Hände mögen wohl müde sein, aber kein Beifallklatschen folgt, die Augen blicken ins Weite, auf den blassen Gesichtern spiegelt sich deutlich die innere Ergriffenheit. Der bärtige Landwehrmann mit der verbundenen Hand aber fährt mit dem Aermel des rechten Armes verstohlen über die Augen und drückt mit der gesunden Hand die des Meisters. Und dann humpeln die „Barbaren" einer nach dem andern wieder weg.

Ich aber lege mich still zurück. Ich habe etwas Hohes und Heiliges geschaut.

Die Fledermaus und der Dieb.

Von Chr. Schömperlen.

Kam da im vorigen Sommer ein Mann nach Baden-Baden um die Heilquellen zu benützen. Sein Gehwerk war nicht mehr recht in Ordnung, die Untertanen versagten zuweilen den Dienst. Also mietete er sich daselbst in einem Gasthofe ein und erhielt ein Zimmer im zweiten Stock. Alles war schön und gut, die Aussicht, Luft und Verpflegung, nämlich das Essen, denn ein gutes Essen und nicht zu wenig gehört zu einer solchen Badekur. Aber wie es so im Leben geht, etwas bleibt immer noch zu wünschen übrig, so auch bei dem Badgast. Das Treppensteigen auf und ab kam ihn schwer an. Dies bemerkten auch die Wirtsleute, und besorgt um ihre Gäste waren sie auf Abhilfe und Erleichterung bedacht. Nach einigen Tagen wurde ein Zimmer zu ebener Erde frei und als der Kurgast gegen Mittag vom Bad kam, fand er zu seiner freudigen Ueberraschung dasselbe für

sich eingerichtet; wohlgeordnet waren alle seine Sachen im Schrank und auf dem Tisch untergebracht, genau wie er sie im seitherigen Zimmer hatte.

Gar mollig und zufrieden fühlte sich der Mann im neuen Quartier.

Nach einigen Tagen aber wurde ihm eine andere Ueberraschung. Etwas früher als sonst legte er sich eines abends zu Bett. Als er eben die Augen geschlossen und einschlafen wollte, vernahm er ein eigentümliches Geräusch; ein Surren bald da, bald dort in einer Ecke des Zimmers, bald über dem Kopf. Nachdem er eine Weile zugehört, drehte er das elektrische Licht an und sah, wie sich eine Fledermaus hinter den Vorhang flüchtete. Nun machte er sich auf die Jagd, aber trotz aller Mühe konnte er den ungebetenen Gast nicht erwischen. Nun setzte er die Klingel in Bewegung und es erschien alsbald der Hausdiener. Dieser öffnete einen oberen Fensterflügel und suchte durch Händeklatschen den Eindringling zu verscheuchen. Als dies nichts half und sich überhaupt nichts zeigte, fuchtelte er mit einem Stock überall herum, in den Ecken und auf dem Schrank, aber alles umsonst. Schließlich stieß er mit seinem Stecken auch unter die Bettstatt. Aber jetzt, halt, was ist da drunten, rief der Hausdiener. Noch ein kräftiger Stoß, worauf ein Schrei unter der Bettstatt hervordrang. Da drunten liegt einer, rief er.

Auf energische Aufforderung kroch die Gestalt hervor und entpuppte sich als ein kaum vierzehnjähriger Junge. Indessen hatte der Kurgast die Entdeckung gemacht, daß von seinen Sachen, die mittags noch auf dem Tisch lagen, verschiedenes fehlte. Bei Nachschau fand sich alles in den Taschen des Jungen.

Der Schlingel war bei Dämmerung durch das Fenster ins Zimmer gestiegen und hoffte mit den geraubten Sachen auf diesem Wege wieder zu entkommen. Wohl zur selben Zeit hatte sich auch die Fledermaus in das Zimmer verirrt und wurde die Veranlassung zur Entdeckung des Diebes.

Dieser erhielt nun eine tüchtige Tracht Prügel und wurde zu weiterer Behandlung der Polizei übergeben.

Die Fledermaus hatte währenddem durch das Fenster ihre Freiheit wieder erlangt, der Dieb aber kam hinter Schloß und Riegel.

Der Kurgast pflegte fortan ungestört der Ruhe in seinem Zimmer und konnte nach einigen Wochen neu gestärkt und wohlgemut wieder heimwärts ziehen.

Förster Hardtmuth.

Eine Weihnachtsgeschichte von W. Otte.

Vom schweren, bleigrauen Winterhimmel herab treiben dicke, weiße Flocken, spielen durch das grüne Geäst des Tannenhochwaldes und kleiden Mutter Erde in ein reines feiertägliches Gewand.

Es ist eine große, unendliche Stille im Walde. Kein Luftzug bewegt die Wipfel der Baumriesen, die ihre gewaltigen und doch schlank und graziös erscheinenden Stämme gegen Himmel ragen lassen und hoch oben das Grüne und weiße Gewölbe tragen — die Deckenbogen in einem weiten, unsagbar schönen Dome. Wie kristallene Lichter schweben die Flocken vom Gewölbe hernieder und erhöhen die eigenartige ernste, weihevolle Stimmung.

Heiliger Abendzauber im Tannenhochwald.

Den schmalen, verschneiten Pfad entlang geht ein Mann, im graugrünen Gewand, der Förster, durch den dämmernden Wald, das Doppelrohr über der Schulter. Eine noch aufrechte, kraftvolle Erscheinung, trotz des stark angegrauten Bartes. Ein selten schönes, echtes und rechtes Jägergesicht schaut unter dem breitrandigen Hut hervor. Die Hakennase gibt dem Gesicht einen kühnen Zug, und unter buschigen Brauen blickt ein scharfes, stahlgraues Augenpaar. Die unvermeidliche kurze Pfeife zwischen den Zähnen, gefolgt von seiner Jagdhündin, macht Förster Hardtmuth den abendlichen Reviergang. Jetzt führt ihn sein Weg in eine Schonung hinein, die sich über einen sachten Abhang fast bis in das kleine Dorf erstreckt. Nach einer Weile zeigt ihm das Gebaren seines Hundes, daß in der Nähe Menschen sind.

Und richtig — da zweigt eine frische Spur vom ausgetretenen Pfad ab ins Gehölz hinein. Leise und vorsichtig folgt er ihr und steht nach einigen Minuten vor einem jungen, aber abgehärmten und elenden Weibe, das eben mit einem Bäumchen

den Rückweg antreten will und nun beim Erblicken des Försters vor Schreck fast in die Knie sinkt.

Dem ist beim Anblick der erbarmungswürdigen Frauengestalt der Grimm über den Baumfrevel vergangen, und ruhig hört er ihr zu, wie sie stokkend und schluchzend ihn anfleht um Vergebung für ihr Tun. Ihr Mann vertrinke seinen ganzen Verdienst, so müsse sie durch harte Arbeit sich und ihre beiden Kinder, ihre drei und fünf Jahre alten Mädel ernähren. Und das hätte sie nicht übers Herz bringen können, die Bitten ihrer Kinder um einen Weihnachtsbaum unerfüllt zu lassen.

Ihren beiden Lieblingen, ihrem ganzen Reichtum, hätte sie zu Weihnacht eine Freude machen müssen, sonst wär ihr das Herz gebrochen.

Ja, Förster Hardtmuth kennt die arme Lies und weiß, daß sie ihm die Wahrheit erzählt. Er weiß auch daß er heute vor einem Jahr bei einem Reviergang eine andere Arme beim Baumdiebstahl ertappt und angezeigt hat. Das war aber auch vor einem Jahr, vor einem langen, langen Jahr. Da war er noch der alte, der unerbittlich strenge Forstwächter, der seine Pflicht tat und sich nicht durch Tränen und Flehen rühren ließ. Doch jener Schlag gleich nach der Weihnacht des letzten Jahres hatte ihn zu einem anderen gemacht. Nach außen, den Leuten gegenüber, ist er der Ungebrochene Aufrechte, aber im Innern kann er den Verlust nicht überwinden und kann nicht froh mehr werden. Wie ihm jetzt die arme Frau von ihren Mädchen erzählt, sieht er sein eigenes vor sich, wie es mit vier oder fünf Jahren war, ein blondes rotbackiges, herziges Geschöpf. Da er selbst kaum weiß, was er tut, ist er auf die Lies zugetreten, spricht zu ihr beruhigende Worte und gibt ihr aus seiner Tasche einige Silberstücke.

Dem ist beim Anblick der erbarmungswürdigen Frauengestalt der Grimm über den Baumfrevel vergangen.

„Da, Lies, kauft dafür Euren lieben Kindern warme Schuhe, sowie neue Tücher und schöne bunte Lichter für den Christbaum. Und nächstes Jahr schenk ich Euch einen schöneren — — wenn ich noch leben sollte.“ Damit hat er sich rasch abgewandt und hörte noch, wie die arme Frau ihm ein herzliches „Vergelts Gott!“ nachruft und einen Wunsch für ein frohes, gesegnetes Christfest.

Ein fröhliches Christfest! Das wird er wohl kaum wieder erleben! Denn sein Alter ist einsam, seit vor einem Jahr sein einziges, sein geliebtes Mädel, jenem Manne nachgelaufen, dem er sie nicht zum Weibe geben wollte. Da war im vorigen Jahr einige Wochen vor Weihnachten ein junger Mensch zu ihm gekommen und hatte ihn gebeten, einige Zeit bei ihm wohnen zu dürfen; er sei ein Maler aus München und wolle hier in der Einsamkeit ganz seiner Kunst leben und von den Schönheiten der Natur, deren es in diesem Gebirge so viele gebe, einige im Bilde festhalten. Nach einigem Bedenken hatte er seine Einwilligung gegeben und so war der junge Maler in die Försterei gekommen.

Grimmig lacht Förster Hardtmuth vor sich hin, als er daran denkt, wie arglos er den jungen Mann in sein Haus aufgenommen und wie er ihm sein Vertrauen gelohnt hat. Sein gutes Gretel, das Ebenbild seiner zu früh heimgegangenen Frau, hat er ihm abspenstig gemacht. Das bis dahin so folgsame Kind, hatte ihm, dem Vater, getrotzt, als er den jungen Habenichts aus seinem Hause gejagt hatte. Mutig war sie ihm, dem Wütenden, entgegengetreten, hatte ihm auf alle seine Vorwürfe nichts erwidert, als daß sie von ihrem Felix nicht lassen könnte, und daß er ein harter, liebloser Vater wäre, wenn er sein

Einwilligung nicht geben wollte und als er sich mit Fluchen und Wettern dagegen verwehrt hatte, sein einziges Kind einem Hungerleider von Künstler zu geben, war sie still von ihm gegangen, jenem nach.

Die ersten Wochen war er recht zornig gewesen und hatte es heftig seiner alten Haushälterin, die schon seit dem Tode seiner Frau im Hause war und seiner Tochter eine zweite Mutter geworden war, untersagt, von ihr zu sprechen. Doch, dann begann sein Mädel ihm überall zu fehlen, seine blonde, immer fröhliche Gretel, die der Sonnenschein für sein Alter gewesen, und er hoffte im geheimen, sie würde im geheimen wieder zu ihm zurückkehren. Da durfte auch wieder Frau Schmidt, die Haushälterin, von ihr erzählen; er unterbrach sie nicht mehr und hörte ihr ruhig zu, wenn sie die Handlungsweise seines Kindes verteidigte. „Vater und Mutter wirst du verlassen und deinem Gemahl in Liebe anhangen," schloß sie gewöhnlich. „Das steht schon in der Bibel und wird ewig wahr bleiben."

Dies Wort ist ihm dann oft in den Sinn gekommen. —

Die Gedanken des Försters spielen einige Wochen zurück. Da hatte ihm sein Oberförster in einer großen Zeitschrift ein Bild gezeigt, und gemeint, er müsse doch sicher dem Künstler als Vorbild gedient haben, diese große Aehnlichkeit könne keine zufällige sein. „Sehen Sie doch nur diese prächtige Gestalt," hatte der Oberförster weiter gesprochen, „man hört förmlich den wütenden Ost sausen, der dem Jäger hier das Gewand vom Leibe reißen will und den eisgrauen Bart fliegen läßt! Dabei dieses unbewegte, wetterharte Gesicht des Mannes! Nur die Augen haben Leben, diese seltenen, stahlgrauen Lichter, die in die Höhe blicken und die unendlich scharf sein müssen. Ganz mein alter Freund Hardtmuth!" Dabei hatte ihm sein Oberförster auf die Schulter geklopft, um dann fortzufahren: „Uebrigens hat dieses eine Gemälde dem glücklichen Künstler ein kleines Vermögen eingetragen und ihn mit einem Schlage berühmt gemacht."

Eine seltsame Unruhe hatte den Förster ergriffen, er drückt sich hinter eine Tanne und blickt voll Erregung auf den näherkommenden Schlitten.

Förster Hardtmuth hatte an dem Tage das Haus des Oberförsters halb im Traume verlassen. Ein Blick auf das Bild hatte ihm gezeigt, daß es von jenem Maler war, der ihm die Tochter genommen. „Ein Adlerjäger, Gemälde von Felix Elissen", hatte unter dem Blatt gestanden. Er hatte sich über diese Entdeckung nicht freuen können. Immer hatte er geglaubt, die Not würde seine Kinder ihm zurückbringen — und nun ging es ihnen ja gut! Da würden sie wohl kein Verlangen haben nach dem alten Mann, der sich ihrem Bund in den Weg gestellt. Da wird er wohl selbst den ersten Schritt zur Versöhnung tun müssen; er kann in dem Bewußtsein, mit seinem Mädel in Unfrieden zu sein, nicht mehr sein, nicht mehr leben Und jenem Maler kann er auch verzeihen, wenn es nur sein Kind bei ihm gut hat. Es ist vielleicht doch nur eine altmodische Ansicht von ihm gewesen, zu glauben, Künstler müßten leichtsinnige Menschen sein. Ja, gleich morgen, am ersten Weihnachtstag, will er schreiben. — „Kunstmaler Elissen und Frau in München" als Adresse wird doch wohl genügen. Der Brief wird doch wohl ankommen? Er über-

legt sich genau, was er schreiben will, und ist so in Gedanken versunken, daß er erst aufschreckt, als Schellengeläut an sein Ohr klingt.

Er ist jetzt dem kleinen Fahrweg nahegekommen der zu seiner Försterei führt, und auf dem ein Schlitten vom Dorf herankommt. Seltsam — das ist ja der Schlitten seines Oberförsters — und er selbst lenkt den Schlitten — was will denn der heut am Heiligabend von ihm? — Und Gesellschaft scheint er auch im Schlitten zu haben, denn ab und zu blickt er zurück und spricht mit jemand.

Eine seltsame Unruhe hatte den Förster ergriffen, er drückt sich hinter eine Tanne und blickt voll Erregung auf den näherkommenden Schlitten. — Dann fängt plötzlich sein Herz laut an zu pochen — er will vorstürzen und — — kann es doch nicht. Da in dem Schlitten sitzt sein Mädel an der Seite des Malers, der liebevoll den Arm um sie geschlungen hält. Und den beiden gegenüber sitzt die alte Frau Schmidt und hält zärtlich im Arm ein Bündel, über das sie sich oft niederbeugt und das sie herzhaft abküßt. Und bei ihr im Schlitten lehnt eine kleine Tanne, eine schöngewachsene Tanne. Er erkennt das Bäumchen wieder, das er erst heut früh dem Oberförster gebracht. „Hört ihr wohl, lieber Hardtmuth," hatte er ihm gestern gesagt, „einen selten schönen Christbaum möcht ich diesmal von euch haben, denn er ist für eine selten schöne Feier." Und da hatte er den schönsten gebracht, den er je gesehen, und sein Vorgesetzter war mit ihm zufrieden gewesen.

An so etwas Nebensächliches muß er denken, als da sein Glück an ihm vorüberfährt. Wie in einer Betäubung hört er von seinem Versteck aus den Schlitten vorüberklingeln. Er hört sein Mädel, seinen Oberförster, seine alte Frau Schmidt und — und — nun ja, seinen Schwiegersohn sprechen. Und „Vater!" — immer wieder das Wort „Vater!" klingt an sein Ohr. — —

Der Schlitten ist längst an ihm vorüber, und immer noch steht er auf seinem Lauscherposten. Die Betäubung geht von ihm, und sein alter Stolz zwingt ihn in eine gelinde Erbösung hinein: das ist ja eine Ueberrumpelung, ein richtiges Komplott!! Nein, da macht er nicht mit! Und er will den Weg ins Dorf nehmen. Doch da wird er auf seinen Hund aufmerksam: die Hela muß ihre Herrin wiedererkannt haben, sie weigert sich jetzt mitzukommen, mit aller Gewalt will sie dem Schlitten nach, sie winselt und zerrt und läßt ihm keine Ruhe. „Ein Tier", denkt er, „ein gefühlloses Tier! Das würde es mir nicht vergessen, mein Mädel würde es mir nicht vergessen, alle würden sie es mir nicht vergessen, wenn ich jetzt unerbittlich fernbliebe. — Und dann — das Bündel, das die alte Frau Schmidt im Arm hielt!"

Unter diesen Erwägungen macht er kehrt und schlendert hinter dem wie toll vorwärtsziehenden Hunde her. Doch allmählich werden seine Schritte weiter, schneller. „Das Bündel, — das liebe, herzige Bündel," spricht er vor sich hin — „mein Mädel — mein Sohn — und mein alter guter Forstrat — der Filu! — und heut ist Heiligabend!"

Und da dringt ein Klingen an sein Ohr; er meint erst, es sei das Geläut am Schlitten, der zurückkommt. Aber es ist ein anderes Klingen. — Weich und feierlich kommt es aus der Ferne vom Bergdorf her: Es sind die Kirchglocken, die läuten Weihnachten ein. —

Meines Großvaters Regenschirm.

Eine Jugenderinnerung von F. Schrönghammer-Heimdal.

Heute sehe ich ihn noch hängen, meines Ahndls großmächtigen, altväterischen Regenschirm droben in der Bodenstube über dem Getreidespeicher, wo mehr so altes Gerümpel herumlag oder im Weg stand.

Aber dieser Schirm, der trotz seines mir unbekannten, aber jedenfalls sehr ehrwürdigen Alters noch „wie neu" war, genoß eine Ausnahmestellung. Er hing allein für sich, hoch über dem anderen Gerümpel an einem Balkenhacken. Nicht einmal Spinnenweben konnten sich daran festsetzen; denn der Wind, der bei offenem Fenster durch die Stube strich, vereitelte alle diesbezüglichen Absichten unserer zahlreichen und „bodenständigen" Spinnen.

Oft, wenn ich in die Bodenkammer, die auch Brotstube war, um einen Laib geschickt wurde, betrachtete ich mir diesen ehrwürdigen Schirm, ohne

eine Ahnung davon zu haben, wie „aktuell“ er für mich noch werden sollte.

Zunächst konnte ich fesistellen, daß sich der Schirm meines Ahnherrn von den anderen Schirmen, wie sie damals im Gebrauch waren, ganz wesentlich unterschied. Während die Schirme der Dörfler zierlich, handlich und halbseiden waren, ging meines Großvaters Regendach im Ausmaß weit über Lebensgröße hinaus, war also im Verhältnis zu den anderen eine Art Monumentalschirm, unter dem eine ganze Familie Platz hatte. Der Schirmstock war massig, derb und fest und aus Eschenholz, aus dem unsere germanischen Vorfahren ihre Lanzenschäfte schnitten zu einer Zeit, als es in Deutschland noch keine Regenschirme gab. Woraus erhellt, daß sein Erzeuger ein Mann von soliden und handfesten Grundsätzen war. An Stelle des Ueberzuges aus schwarzer, feiner, durchsichtiger Halbseide wies mein großväterliches Regendach einen linnenartigen Spannstoff von himmelblauer Farbe auf, der nicht an zierlichen Eisenstäben, sondern an fingerdicken „spanischen Röhrlein“ befestigt war — wobei der Ton auf „befestigt“ liegt; denn ich habe einmal versucht, mir so ein spanisches Röhrlein herauszureißen, aber meine Mühe war vergeblich. Mit einer heimlichen Probe, die ich vergleichsweise mit dem Schirm meiner Schwester anstellte, hatte ich mehr Glück: da gelang es auf den ersten Anriß.

Da es meine Schwester nicht für geraten fand, angesichts des Schadens einen bestimmten, naheliegenden Verdacht zu äußern — denn hinter unserer Hollerstaude wuchsen Brennessel genug, die man jemand Mißliebigem ins Bett streuen konnte — schimpfte sie das „Gelump“, das nichts aushalte, und lag der Mutter betreffs eines neuen Schirmes in den Ohren, eines Passepartouts, den man auch als Sonnenschirm gebrauchen könnte.

Ich aber ahnte damals schon die Summe der Vätertugenden, deren beredter Ausdruck mir der allen „ungünstigen Einflüssen“ trotzende Schirm meines Ahnherrn war: Zähes Festhalten am Althergebrachten, solider, treuer Sinn, Einfachheit, Biederkeit und urwüchsiges Wesen in allem. Ich hatte Ehrfurcht vor diesem Regendach, das mir eine entschwundene Biederzeit verkörperte. Aber ich dachte nicht im geringsten daran, daß ich selbst einmal Träger dieses Schirmes und der Ideen werden sollte, als deren erhabenes Sinnbild er mir galt.

Und das kam so: Ich hatte mit „modernen“ Schirmen kein Glück und sie noch weniger mit mir. Auch lebte das Blut und der Geist von handfesten Ahnen in mir, die sich nichts gefallen lassen und jede Unbill auf der Stelle rächen. Auch war der Schulweg ziemlich weit, die Dorfbuben aber viele, die diesen Weg alltäglich zurückzulegen hatten. Die Grifselbüchsen und Schultafeln waren leider auch noch nicht von jener Festigkeit, die ein Schulbube mit Recht an eine Angriffs- oder Verteidigungswaffe stellen kann. Diese Eigenschaften mußte man leider auch an den damals schon üblichen Regenschirmen vermissen, obwohl meine Angehörigen immer gütig genug waren, mir mit einem ganzen Schirm auszuhelfen, wenn den meinen wieder einmal „der Sturm umgestülpt“ hatte. Aber der Stürme gab es damals in einem besonders regenreichen Jahre so viele, daß eines Tages im ganzen Hause kein ganzer Schirm mehr zu finden war. Meine Schwestern sagten zwar, „der Lausbub“, aber mein Vater wußte Rat; er versprach mir einen Schirm, der gegen alle Winde gefeit sei. Als er mit dem Schirm anrückte, sagte meine Mutter: „Ja, das ist der rechte!“ Und meine Schwestern lachten das triumphierende Lachen der Schadenfreude und des Hohnes, das sich einem besiegten Gegner, der nur der „höheren Gewalt“ sich unterwirft, auf immerdar ins Herz frißt.

Aber das Lachen daheim, „im engeren Kreise“, wäre mir schließlich noch erträglich gewesen; denn gegen solch ein Hohnlachen gibt es allerhand nachträgliche Gegenmittel; daß ich aber mit dem Schirm von der Bodenkammer — der mich um Griffeslänge überragte — den Schulweg antreten und mich auch noch dem unausbleiblichen Gelächter meiner Kameraden aussetzen sollte, solch ein Ansinnen war ein feindseliger Akt, eine Preisgabe die mein Ehrgefühl um so tiefer verletzte, als sie von den nächsten Blutsverwandten ausging und mit einstimmigem Hohne von allen gutgeheißen wurde. Eine Widerrede gab es nicht. In den Augen meines Vaters sah ich jenes seltsame, mir sattsam bekannte Leuchten, vor dem es nur unbedingte Unterwerfung gab.

Als ich den Schirm in Händen hatte und schon halb unter der Türe stand, wurden mir seine Vorzüge noch einmal in allen Tonarten gerühmt; aber ich wußte schon, daß diese Anpreisung seiner lobenswerten Eigenschaften wieder nichts anderes war als blutiger Hohn auf mich selbst. Dieser Hohn erreichte seinen Höhepunkt, als sich die ganze Familie nach meinem Weggange unter der Haustür versammelte und mir nachblickte, als ging ich weiß Gott wie weit in die Welt. Gesehen habe ich sie zwar nicht,, weil es mein Charakter nicht erlaubte, mich umzusehen; aber gehört habe ich sie desto deutlicher. Aber das befestigte und bestärkte nur noch mehr in einem heimlich gefaßten Entschluß.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Nichts in der Welt ist von ewiger Dauer. Auch das Gespött und Gelächter meiner Dorfkameraden, das ich ganz gelassen über mich ergehen ließ, nahm ein Ende. In der Not frißt der Teufel Fliegen; aber ich tat noch klüger, denn ich machte aus der Not eine Tugend und pries nun meinen Schulkameraden gegenüber die unvergleichlichen Vorzüge meines Schirmes. Die lautesten Lacher und Schreier merkte ich mir aber doch und einen Haselnußstecken dazu, der mir im Vorbeigehen an einer Hecke besonders in die Augen stach.

Da ich mich fügte und von meinen Plänen vorläufig nichts verlauten ließ, verlief dieser Tag als einer der ruhigsten meines Lebens. Das Aufbäumen gegen das unabwendbare Schicksal hätte mir auch nichts gefruchtet; im Gegenteil, ich wäre dadurch nur mancher zukünftigen Freude und Genugtuung verlustig gegangen, die ich als wohlverdienten Entgelt für die Schmach dieser Stunden einzuheimsen hoffte.

Nichts auf der Welt ist von ewiger Dauer. — Alles von Menschenhand Geschaffene unterliegt früher oder später sichtbaren oder unsichtbaren Einflüssen. Nicht einmal der handfeste Schirm meines Ahnherrn widerstand auf die Dauer derartigen Schicksalen.

Er hing längst wieder an seinem Hacken in der Bodenkammer, aber nicht mehr so straff und stramm wie einst, da die spanischen Röhrlein noch die himmelblaue Hülle hielten und spannten. Diese Röhrlein waren eines Tages auf unaufgeklärte Weise abhanden gekommen. Daß sie fehlten und daß das Regendach dadurch für ewige Zeiten gebrauchsunfähig war, wußten bald alle im Hause; über das „Wie" ließen sich natürlich nur Vermutungen anstellen. Selbstverständlich fiel der Verdacht wie gewöhnlich sofort auf mich. Aber es muß anerkannt werden, daß mir meine Angehörigen damals die meinem jeweiligen Befinden entsprechende Rücksicht und Schonung angedeihen ließen.

Ich hatte es nämlich damals häufig mit Kopf und Magen zu tun, was namentlich meine gute Mutter mit Mitleid für mich erfüllte. Erbrechen und Schwindelanfälle waren damals bei mir an der Tagesordnung. Mich dauerte meine Mutter, weil alle ihre Fürsorge um ihren „Liebling" umsonst war: die besten und saftigsten Milchnudeln mit Eiern gab ich restlos von mir. Und alle Umschläge gegen meine „Schwindel" waren umsonst.

Man dachte schon daran, den Doktor zu verständigen, wenn er wieder einmal im Dorfe zu tun hätte. Das kam zwar im Jahre nur ein- oder zweimal vor, aber für mich war es insofern bemerkenswert, als ich in so jungen Jahren schon mit einem so hochgelehrten und angesehenen Herrn wie einem Doktor in Verbindung gebracht werden sollte. Ich wußte damals von den Doktoren nur, daß eins aus dem Hause starb, wo sich vorher einer hatte sehen lassen. Und ich wäre wirklich sehr begierig gewesen, was er zu meinem Fall gesagt hätte.

Leider wurde mir dieses Vergnügen durch unsere Nachbarin verdorben.

Denn eines Tages, als ich gerade wieder meine Zustände, Erbrechen und fürchterliche Schwindelanfälle, hatte, kam sie hereingeschneit, und mir wurde bei ihrem Anblick noch schlechter, als mir ohnedies schon war.

Als sie mein Schlechtsein sah, sagte sie, das hat ihr Xaverl auch, aber noch schlimmer, denn ihr Xaverl wäre nicht so fest auf der Brust wie ich.

Meine Leute, die gerade beim Essen saßen, schauten, was dieser unerwartete Besuch zu bedeuten hätte. Mein Vater warf mir schon einen vielsagenden Blick zu. Hoffentlich, dachte ich, hat das Weib so viel Anstand und verdirbt meinen Leuten, denen ich jetzt immer so erbarmte, den Appetit nicht.

Aber leider täuschte ich mich in dieser Erwartung, und sie sagte es gerade heraus, daß ich ihren Xaverl zum spanischen Röhrlraucher verführt hätte.

„Hat der Mensch wirklich so wenig Charakter," dachte ich, „unser schönes Geheimnis preiszugeben!" Und ich schwor mir, nie mehr jemand in meine Angelegenheiten einzuweihen.

„Ja," sagte die Nachbarin, „mein Xaverl hat mir alles gesagt."

Ein verächtlicher Blick von mir will sie zwar von vornherein Lügen strafen, aber sie ist schon dabei, meinen Leuten alles preiszugeben, was ihr ihr Xaverl, der Feigling und Verräter, anvertraut hatte: unsern „Rauchklub" im Backofenloch und die spanischen Röhrl, die ich allerdings in weiser Voraussicht schon sämtlich als „Zigarren" zurechtgeschnitten hatte, so daß sie für andere Zwecke hauptsächlich pädagogische, nicht mehr in Frage kommen konnten.

Eine „Ortsbesichtigung", die unter Führung der Nachbarin von meinen sämtlichen Familienangehörigen auf der Stelle vorgenommen wurde, ergab allerdings die Richtigkeit ihrer Behauptung. Sie fanden in einer Nische im Backofenloch ein wohlassortiertes Lager von ganzen und halbgerauchten spanischen Röhrl-Zigarren, die mich notwendigerweise überführen mußten.

Aber nachdem die Sache nur durch gemeinen Verrat aufgedeckt wurde, ergab ich mich stolz in mein Schicksal.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Mein Vater machte die Sache kurz und gut. Er hatte eine starke Hand und ich eine entsprechende Körperfläche dafür; und so spielten wir zusammen wieder einmal „Schmied und Ambos“, wobei ihn meine anderen Angehörigen heftig ermunterten.

Es tat mir recht leid, daß ich mir damals kein ganzes spanisches Röhrlein aufbewahrt hatte; denn ich hätte noch eins gut gebrauchen können. Aber bis zu der Haselgerte in der Schulweghecke war auch nicht weit. Und so ist der Weltgerechtigkeit auch im anderen Teile noch genügend geschehen, indem ich bei passender Gelegenheit dem Xaverl mit der schwachen Brust zeigte, wie man vermittels einer Haselgerte den Hupfauf tanzt. Aber diesmal hat er seiner Mutter nichts mehr gesagt davon.

Solche erschütternde Folgen kann es haben, wenn man ehrwürdige Kulturdenkmäler einer Biederzeit, wie großväterliche Regendächer, zu profanen Zwecken mißbraucht. Man soll das alte an seinem Platze lassen und ehren, indem man den Geist in sich aufnimmt, der aus ihm atmet. Alles andere führt zu unglücklichen Weiterungen, besonders wenn alle Beteiligten folgerichtig verfahren. Und zum Schlusse muß es immer ein „Xaverl“ entgelten, was andere in bester Absicht angerichtet!

Fürs Vaterland.

Von Henriette Brey.

„Nein, mit dem alten Peters ist schon gar kein Umgehen mehr, seit der Krieg ausgebrochen ist,“ klagte Schwester Andrea der Oberin. „Tag und Nacht träumt er nur von Krieg und Sieg und ist todunglücklich, daß er nicht dabei ist. Der alte Mann ist trotz seiner siebzig Jahre noch so rüstig und könnte noch lange mitgehen, das bischen Herzleiden täte ihm nichts. Aber er reibt sich auf vor lauter Aufregung. Wenn das so weiter geht.“ Sie zuckte die Achseln.

Ja, ja, das alte Kriegerblut,“ lächelte die Oberin der Barmherzigen Schwester. „Gib nur recht acht, daß ihm kein Leid geschieht.“

„Ja, achtgeben kann man schon. Gestern wurde es ihm auf der Treppe schwindelig, und beinahe wäre er heruntergestürzt... Ich will auch jetzt schnell laufen.“

Schwester Andrea eilte wieder auf ihre „Großvater-Station“ zu ihrem siebzigjährigen Sorgenkind.

Sie kam gerade recht, wie der alte Mann im Gange taumelnd an der Wand lehnte. Er hatte wieder, wie so oftmals, auf der großen Landkarte, die im Gange hing, den Lauf des siegreichen Heeres verfolgt und all die Orte mit den kuriosen Namen aufgesucht, von denen die Zeitungen berichteten. Solange hatte er sich wohl die Augen blind gestarrt, bis ihn die Schwäche anwandelte.

Schnell geleitete die Schwester Andrea den halb Bewußtlosen, ihn mehr tragend als führend, in das Zimmer und ließ ihn in den Sessel gleiten. Schwer sank er nieder, und Leichenblässe bedeckte sein Gesicht. Besorgt fühlte sie seinen Puls. Er war kaum zu spüren.

„Herzschwäche! Das kann ja nicht ausbleiben bei all den Aufregungen,“ murmelte sie und wandte schnell die nötigen Mittel an.

Bald kam der Patient wieder zu sich.

„Aber Großvater, was machen Sie mir für Streiche!“ schalt Schwester Andrea gutmütig. Sie nannte all ihre bejahrten Pfleglinge „Großvater“, obs nun ein greiser Jüngling oder ehrwürdiger Ehrenveteran war. „So ein tapferer alter Krieger darf doch nicht ohnmächtig werden! Schließlich muß ich Sie ins Bett stecken!.. Ist es nun besser?“

Verwirrt blickte der alte Mann um sich. „Ja.. ich... mir is ganz gut... bloß... ich... Schwester, wenn ich doch auch dabei wäre... wie 1870. ... ah, ich wollts ihnen schon...“

„Ruhig, ruhig, Großvater,“ beschwichtigte die Schwester Andrea; „nicht so viel sprechen.“

„Wenn ich denn wenigstens helfen könnt, die Rheinbrücke hier mit zu bewachen, oder so ein Flieger herunter zu schießen... Ich habe gelesen, einer von 75 Jahr, der steht noch Wache... und ich bin erst bloß 70!“

„Ja, Großvater, der ist auch wohl nicht so aufgeregt wie Sie. Aber es geht auch ohne uns zwei. Wir beide helfen tüchtig beten, wie unser Kaiser gesagt hat, das ist auch was wert.

Der Kranke war schon wieder zusammenge-

sunken. Sein vorhin kaum wahrnehmbarer Puls flog jetzt schnell und unregelmäßig. Schleunigst brachte seine Pflegerin ihn zu Bett und setzte sich mit ihrer Flickarbeit zu ihm, denn allein lassen konnte man ihn nicht.

„Schwester ... mein Kreuz ...“ murmelte der Alte nach einer Weile und tastete über die Bettdecke.

„Hier ist es, Großvater.“ Sie legte ihm sein Eisernes Kreuz auf die Decke. Er wurde wieder munterer, streichelte zärtlich über das Ehrenzeichen und betrachtete es mit liebevollem Stolz.

„Bei Sedan, Schwester ... da hab ichs gekriegt.“

„Ja, ich weiß, Großvater Peters. Wie der Fähnrich neben Ihnen fiel und Sie ihm die Fahne aus der Hand nahmen und vorstürzten auf den Feind, und wie der in Verwirrung geriet.

Die alten Augen leuchteten. „Ja, und unser Oberst hat es mir selbst angeheftet und hat gesagt, ich wär ein braver Kerl! ... Ja, und jetzt ist wieder Krieg! Und wenn meine beiden Jungens noch lebten, meine braven Jungens, Schwester, die würden es sich jetzt auch verdienen! Der Hein und der Gerd, die würden jetzt fürs Vaterland kämpfen. Ach, meine armen Jungen ...“

„Gott hat es so gewollt, Vater Peters. Die beiden Jungens haben Sie ja auch schon fürs Vaterland hingegeben. Die sind schon den Heldentod gestorben ... Aber nun müssen Sie auch ruhig einschlafen.“

Doch der Alte, dessen Erinnerungen einmal geweckt waren, konnte nicht schlafen, und Schwester Andrea mußte zuvor die hundertmal erzählte Geschichte wieder anhören, wie der Hein bei den Boxerunruhen in China vor Fort Taku, und der Gerd in Südafrika bei einem Aufstand der Herero gefallen sei.

„Fürs Vaterland, Schwester,“ schloß er. „Aber ich wollte, sie wären jetzt noch dabei und könnten die verwünschten Franzosen und Russen mit verhauen. Und besonders die falschen Engländer ... son Verräter, son Heimtücker, son ....“

Da hielt Schwester Andrea ihm den Löffel mit den Schlaftropfen an den Mund, und bald war der alte Patriot entschlummert. Das Eiserne Kreuz hielt er noch mit den zitternden, zuckenden Fingern umklammert.

Kopfschüttelnd trug Schwester Andrea Höhe der Temperatur, Puls und Atmung in die dafür bestimmten Tabellen ein. „Er reibt sich auf,“ murmelte sie; „solche Stürme hält das kranke Herz nicht aus.“

* * *

Aber am folgenden Morgen stand der alte Mann hoch oben auf dem Balkon des dritten Stokkes, wo man über die nächsten Häuser hinweg die Züge vorbeirollen sah. Hier war seit dem Tage der Kriegserklärung sein Standquartier, denn von dieser Seite des Krankenhauses konnte man die nur wenige Minuten entfernt liegende Rheinbrücke überschauen.

In der ersten Mobilmachungswoche, als die großen Truppentransporte Tag und Nacht in endlosen Zügen über die Brücke donnerten und ratterten, war er kaum zu bewegen, zum Essen zu kommen.

Nein, er hatte keine Zeit! Er mußte die braven Jungens sehen, die da unten vorüberfuhren, er mußte ihnen Abschiedsgrüße zuwinken. Gewöhnlich hielten die Züge vor der Brücke, um die Meldungen der Sicherheitswachen abzuwarten, denn die feindlichen Bombenwerfer hatten es auf diese wichtige Rheinbrücke abgesehen. Dann nahmen sie langsam und keuchend die Steigung. So konnte der alte Peters alles gut sehen: die Tausende und Tausende aus allen Gauen des Reiches, die mit Begeisterung und Todesmut und Siegeszuversicht dem Feind entgegenfuhren, bereit, die heilige Heimaterde mit ihrem Blut zu verteidigen. Oft drang begeistertes Singen aus den Wagenabteilungen, er sah weiße Tücher aus den Fenstern wehen, und dann winkte er selbst mit dem Taschentuche Abschiedsgrüße hinüber und rief und schrie, als ob die Soldaten ihn hören könnten:

„Mit Gott, Jungens! Für König und Vaterland! Gebts ihnen tüchtig, Jungens! Verhauet mir besonders diese miserablen Engländer, drescht auf sie los! ... Ah, könnt ich nur mit! Aber meine Siebzig! Ich wollts ihnen schon zeigen, den Lumpen ...!“

Das ging so Tag für Tag. Dazwischen wurde nur noch die Zeitung gelesen, und alle Kriegsnachrichten wurden mit Heißhunger verschlungen. — Schon vor dem Frühstück lauerte der alte Krieger im Gang herum, ob noch nicht die Schwester mit den Zeitungen die Treppe heraufkam, eher konnte er nichts essen. Und wenn die Glocken zum Siege läuteten, — und das geschah sehr oft, denn mit unseren braven Truppen gings ja Schlag auf Schlag, — dann war Peters außer sich vor Freude, dann war er wie in einem Rausch..

Ja, er war gänzlich aus dem gewohnten Gleichgewicht gekommen, der alte Krieger.

Auch heute stand er wieder auf Posten, bei ihm ein paar andere alte Männer. Noch immer fuhren Züge mit Landwehrmännern, dann mit Munition, schwerbeladen mit Geschützen, mit Ka-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

nonen, Maschinengewehren und allen möglichen Belagerungsgerätschaften. Vater Peters erklärte den anderen, die nicht gedient hatten, alles sachverständig und redete sich ganz in Eifer und Aufregung hinein.

Aber plötzlich stockte er und wurde bleich. Dort unten, da fuhren Wagen, hoch beladen, mit wasserdichten Decken überspannt, aber man sah an den Seiten doch die weiße Masse der Ladung, und die Räder und das ganze Holzwerk waren weiß bestaubt: es war Kalk! Kalk für die Massengräber!

Vorn im Zug fuhren Tausende Landwehrmänner — und hier war schon der Kalk, der ihre erstarrten, zerschossenen Leichen decken sollte, wenn sie in Feindesland an der Todeswunde verblutet waren und in die tiefen Massengruben gesenkt wurden ... Der alte Mann nahm seine Mütze ab und faltete die Hände — der Tod hatte ihn gegrüßt.

Schweigsam ging er auf sein Zimmer, schweigsam blieb er den ganzen Tag, und in der Nacht hatte er heftiges Fieber.

„Keine direkte Lebensgefahr," sagte der Arzt, „aber bei dem Alter ..." Er zuckte die Achseln.

Und so fragte Schwester Andrea bei dem Kranken schonend an, ob er sich nicht „zur Vorsicht, für alle Fälle" versehen lassen wolle.

Aber das nahm ihr der alte Mann gewaltig übel. Was denken Sie, Schwester! Ich bin doch nicht krank! Dat bisken Schwindel! Morgen steh ich auf. Ich muß doch noch erleben, dat sie Paris haben! Damals bin ich selbst dabei gewesen, aber jetzt will ich et wenigstens noch erleben."

„Aber Großvater, deshalb sterben Sie doch nicht früher! Das ist doch nur zur Beruhigung. Es ist doch immer gut, wenn man sich auf alles gefaßt macht."

„Dat verstehn Sie nich, Schwester. Wenn man sich auf etwas gefaßt hat, kommt es auch! Dat hab ich doch damals mit dem Sarg gesehen, Schwester. Meine Annekathrin könnt heute noch leben, wenn ..."

„Ach Unsinn, Großvater! Schlagen Sie sich das doch aus dem Kopf. Kein Mensch stirbt eine Stunde früher, als Gott festgesetzt hat."

Er brummte etwas Undeutliches und schloß müde die Augen. Ja, die Sache mit der Annekathrin, seiner Frau, hatte ihm damals lange zu schaffen gemacht. Sie hatte nach dem Tode der beiden Söhne angefangen, zu kränkeln, lange Jahre hindurch. Und da auch er schon das Alter spürte, kamen die beiden Leutchen überein, bei Gelegenheit ihr Besitztum zu verkaufen. Kinder hatten sie nicht mehr, wozu sich weiter abrackern? Peters war Schreiner, das Geschäft mit Kundschaft, Haus und Garten mußte eine hübsche Summe bringen, davon konnten sie bei ihren bescheidenen Ansprüchen in ein paar ausbedungenen Zimmerchen des Hauses in Frieden und Ruhe ihre letzten Jahre verleben.

Meister Peter fing nun langsam an, in den Arbeitspausen dies oder jenes zu veranschlagen, das Grundstück zu bewerten, Vorräte auszurechnen. Da fiel sein Blick einmal auf einen Stapel besonders schöner, sorgfältig gehobelter Eichenbretter, die er einmal bei einer seltenen Gelegenheit billig erstanden hatte, und die ihm noch immer fast zu schade waren zum Verarbeiten.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke — ein ganz merkwürdiger Gedanke, bei dem es ihm anfangs heiß und enge wurde. Aber er kam immer wieder, und zuletzt war der alte Mann entschlossen: Ja, das würde er tun: zwei Särge würde er von diesen Brettern machen, für sich und seine Frau! Zwei schöne, solide, „däftige" Särge! ... Wie, er war selbst Schreiner und hatte zeitlebens gegen Ramschware und Pfuscharbeit geeifert, und sollte nach seinem Tode in so einem „zusammengeleimten Fabriksarg" liegen?

Ja, die Idee mit den Särgen war sehr gut. Seine Annekathrin fand den Plan ebenfalls sehr vernünftig, als er ihn ihr darlegte. „Ja, Vater, dat tu, dat Geld kanst du dir noch selbst verdienen."

Aber just als Meister Peters den ersten Sarg fertig hatte, da lag andern morgens seine Frau tot im Bett. Sie hatte sich ganz sachte und ohne Abschied davon gemacht, still, wie es ihre Art war.

An dem Tage wurde der Mann „hintersinnig". Er bildete sich steif und fest ein, an dem Tode seiner guten Annekathrin schuld zu sein.

„Ja, ja, ich hab den Tod aufmerksam gemacht," behauptete er, „ich hab ihn gerufen. Hätt ich den Sarg nicht gemacht ... Aber dat hätt ich mir doch denken können, dat weiß doch jeder: wenn irgendwo ein offener Sarg ist, dann kommt sofort der Tod und legt jemand hinein ..."

So quälte er sich wochenlang ab und versuchte dann, mit seinen zitternden Händen den zweiten Sarg anzufangen, „damit seine Annekathrin nicht dächte, er hätte bloß für sie den Tod gerufen und wolle selbst in Sicherheit bleiben." Indes, seine Nachbarn und Freunde hinderten ihn daran. Sie waren ihm behilflich, sein Anwesen zu veräußern. Und dann kaufte er sich im Krankenhaus ein, wo er sich bald erholte.

Das war schon zwei Jahre her, und der greise Meister fühlte sich hier ganz zuhause. Aber der Vorfall mit dem Sarge spuckte ihm noch manchmal

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

im Kopf herum. Darum wehrte er sich auch jetzt gegen jedes „Bereitsein“. Er wollte den Tod nicht an sich erinnern; erst müßte das Ende des Krieges da sein. Aber nach wenigen Tagen erklärte er freiwillig der Schwester, sie soll den Geistlichen nur kommen lassen.

„Sehen Sie, Schwester, ich hab et mir überlegt — mit dieser Sache verhält et sich doch anders. Dat is wie beim Militär, so ne Art Mobilmachung! Mobilmachung ist ja noch nicht immer Krieg, nicht wahr? Im Frieden ist auch oft Probemobilmachung. Dat ist nur, dat man ganz bereit is! ... Ja, und bei unserm Herrgott muß auch alles bereit sein.“

Mit großer Andacht empfing der Greis die heiligen Sakramente. Und die Mobilmachung schien bei ihm wirklich nicht den Krieg zu bedeuten, denn nach einigen Tagen erholte er sich wieder und durfte sogar mehrere Stunden des Tages auf sein.

Aber nun begann der Mann ein seltsames Tun. Mit seinem Zollstock, den er immer bei sich trug, fing er an, unermüdlich sein Zimmer auszumessen, jede Ecke, Tür- und Fensterweite, Bodenfläche und Kubikinhalt. Dann die Breite des Bettes, der Stühle und alle anderen Sachen. „Für die Verwundeten, Schwester,“ sagte er, „hier neben der Tür kann ein Bett stehen und dort am Fenster. Den Tisch stellen wir so herum, ich schlafe im Sessel, bloß hierneben muß ein Brett geschlagen werden, wo ich mein Gebetbuch und die Zeitung und die Brille draufleg. Wir müssen viele Verwundete unterbringen, Schwester, ich schaffe schon Platz ... Bei Sedan, Schwester, da wird der Napoleon gefangen ...“

Sein Geist warf die Erinnerungen des letzten großen Krieges zwischen die gegenwärtigen Kriegsnachrichten. Nachts sprang er oft aus dem Bett, lief über die Gänge, legte den Zollstock die Wände hinauf und herunter, schüttelte den Kopf, rechnete, maß nochmals und murmelte allerlei vor sich hin, bis die Schwester hinzueilte und ihn ins Bett steckte.

Tagsüber war er ganz klar, aber je näher es auf den 2. September ging, desto aufgeregter und erwartungsvoller wurde der alte Mann. Denn am Sedanstage mußte doch irgend etwas Großes geschehen! Bisher kam ja Sieg auf Sieg, da würde dieser Gedenktag sicher durch einen neuen glänzenden Sieg verherrlicht werden.

Der Sedantag brach herein, und mit dem alten Peters warteten Millionen umsonst auf das Siegesgeläute. Der alte Mann fieberte den ganzen Tag vor Erwartung und sank schließlich in halbe Bewußtlosigkeit, in der er sich selbst beständig mitten im Kampfgetümmel sah. Plötzlich abends um 9 Uhr, als die Kranken schon alle im Schlafe waren, begann auf der nahen Kirche ein feierliches, jubelndes Siegesgeläute! Alle Glocken klangen freudig zusammen. Die anderen Kirchenglocken fielen ein — die ganze Luft war voll von Klang und Jubel.

Die Kranken erwachten. Aus den Zimmern schellte es, jeder wollte zuerst wissen, was es bedeute. Aber Schwester Andrea lief zuerst, so schnell ihre Füße sie trugen, zu ihrem alte Kriegsveteranen.

„Großvater Peters: Sieg! Sieg!“ rief sie.

Er saß aufrecht im Bett und warf die Arme empor. „Drauf! drauf! ... Her mit der Fahne ... Vorwärts! mitten hinein! Hurrah Sieg Sieg!“

Schwer fiel er zurück, die Arme sanken herab. Das Eiserne Kreuz entfiel ihm und glitt zu Boden. Schwester Andrea hob es auf. „Hier, tapferer Held, Ihr Eisernes Kreuz,“ sagte sie gerührt.

Der Alte lächelte verklärt und hob die Hand zum militärischen Gruß. „Zu Befehl, Herr Oberst! ... Dank, Dank, Herr Oberst!“ Glückselig nahm er das Kreuz in die Hand und küßte es ... Hurrah! Sieg! Sieg!“ rief er wieder, „Napoleon gefangen! Das ganze Heer geschlagen!“

Er war wieder ganz in der Vergangenheit. Die Schwester flößte ihm ein paar beruhigende Tropfen ein. Eine kleine Weile lag er still, dann schlug er mit ruhigem, klarem Blick die Augen auf. „Schwester ... Siegesläuten“, flüsterte er.

„Ja, Großvater, hören Sie nicht? Sogar die große Kaiserglocke ist dabei. Wir haben gesiegt! Die Russen sind bei Tannenberg geschlagen. Mehr als 70 000 Russen gefangen! Und vor allem, Großvater: in Frankreich ein großer Erfolg! 10 Armeekorps zurückgeschlagen!“

Ein stilles, seliges Lächeln kam in die alten, müden Augen. Die zitternden Hände, die das Eiserne Kreuz umklammert hielten, falteten sich. „Gott sei Dank! ... ist Sedan ... da mußte ein großer Sieg kommen ... ich wußte es wohl! — Schwester, ich bin froh ... das Sie mir das gesagt haben. Nun kann ich ruhig ... einschlafen ...“

Und er schlief ruhig ein — schlief so ruhig und fest, daß er erst droben aufwachte, wo der Herr der Heerscharen, der Lenker der Schlachten und Siege seine große Truppenschau hält.

„Auch er ist fürs Vaterland gestorben,“ sagte Schwester Andrea mit feuchten Augen, als sie dem alten Krieger das Eiserne Kreuz auf die stille Brust legte.

— ✠ —

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Seine Liebe.

Von Henriette Brey.

„Fertig! Ahoi!“ Die Ketten rasselten, die etwas schräg überragende Spitze der Fähre knirschte über den Uferkies. Noch ein Auslugen, ob kein Dampfer oder Kohlenschlepper zu Berg oder zu Tal den Weg kreuzte — ein letztes Glockenzeichen, und die Fähre löste sich schwankend vom Ufer und trieb in den Fluß. Sie war voll besetzt mit Personen und Fuhrwerken aller Art, die zur anderen Seite wollte. Es herrschte jetzt reger Betrieb, denn seit Kriegsbeginn war die feste Brücke für den Privatverkehr gesperrt und streng bewacht. Bewaffnete Posten standen Tag und Nacht Wache und hielten Ausschau nach feindlichen Flugzeugen. An den Brückenköpfen ragten drohende Abwehrkanonen steil in die Luft.

Auf der Fähre hatten die Fuhrleute die Räder ihrer Gemüse- oder Milchwagen gegen Gleiten gesichert, und nun saßen sie plaudernd in Gruppen hier und dort auf der Bank. Sogar der vornehm dreinschauende Chauffeur eines Autos gesellte sich zu den Männern, welche lebhaft die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz besprachen, oder sich gegenseitig nach den Ausgerückten Angehörigen erkundigten. Sie kannten sich ja fast alle. Es waren zumeist Landleute der umliegenden Ortschaften, die ihre Erzeugnisse zur großen Industriestadt jenseits des Rheines brachten. Die lag mit ihrem Wald von rauchgeschwärzten Schornsteinen wie ein gefräßiges Ungeheuer da und schluckte gierig ein, was der Fleiß des umliegenden Landes ihr zutrug.

„Na, Alter, nu wieder selbst in't Geschäft?“ fragte ein Handelsmann der Umgegend den grauen Fährmann; „dat is saure Arbeit, wenn mer alt und steif is un sich all lang zur Ruh gesetzt hat, nich?“

„Jo, jo,“ nickte der Alte und stieß mit dem Daumen die Asche seines kurzen Pfeifchens herunter, „leicht fällt et nich. Die alte Knochens wollen nich mehr; man spürt de siebzig. Aber seit der Martin im Felde is, sollt wohl sein müssen. In soner Zeit muß jeder aufm Posten sein un Dienst tun, wot nötig is. Et Vaterland braucht jetzt jeden Mann!“

„Gewiß, aber Euer Karl und Willem könnten doch die Fähre besorgen, die brauchen doch noch nicht weg. Sind doch kaum achtzehn Jahr, die Zwillinge? Un forsche Jungens alle beid!“

Der alte Mann nahm seine Schifferkappe ab: „Meine Zwillinge haben sich freiwillig gemeldet un sind seit vierzehn Tag eingerückt!“

„Donnerkiel — haben die Jungens Schneid?“

Ein breitschrultriger Bauer stand auf und drückte dem Schiffer die knochige Hand. „Ich hab der fünf dabei, Mann,“ sagte er mit Vaterstolz und Vatersorge. „Aber wenn wir nur siegen — nur siegen ...“

Ein junger Mann stand abseits von den andern bei einem Milchwagen. Er hatte den Arm auf den Hals seines Pferdes gelegt, dem er beruhigend zusprach. Eine unverkennbare Zärtlichkeit lag dabei in seiner Stimme. Das Pferd, ein schönes, junges Tier, mit feingebauten Gliedern und einem nervösen Zucken in den Nüstern, war offenbar ängstlich erregt.

„Bist du bang, Lotte?“ flüsterte er. „Sei ganz ruhig, es geschieht dir schon nichts. Ich bin doch bei dir ... ja, über de Brück, dat geht anders, da hat man festen Boden unter de Füß. Hier is dat son Zittern und Schwanken, da kriegst du Angst, arme Lotte. Sei still, Lotteken, ich bleib nah bei dir.“

Und das Pferd wurde zusehends ruhiger. Es spitzte die Ohren und drückte seinen Kopf fest gegen den Arm seines Herrn.

Der schaute träumerisch über den Fluß, auf dem dünne Morgen-Nebelschleier wallend hin und herfluteten. Drüben, nicht weit von der Fähre, zog ein Nachen eine leichte Schaumfurche hinter sich her. Er war mit Reservisten besetzt, die sich in der Stadt stellen mußten. Sie sangen aus jungfrohen Kehlen die lieben, alten Vaterlands- und Volkslieder. Und es klang ergreifend in dieser feierlichen Morgenfrühe über die Rheinwellen hin: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ — Ein leichter Wind kräuselte die Wellen, daß sie silbern erglänzten. „Deutschland, Deutschland über alles“ ... erscholl es, und dann folgte das alte, wehmütige Reiterlied:

Weh, daß wir scheiden müssen, —
Laß dich noch einmal küssen!
Ich muß an Kaisers Seiten
Ins falsche Welschland reiten.
Fahr wohl, fahr wohl, mein teures Lieb ..

Joseph Hiltkamp lehnte den Kopf an des Pferdes Hals und lauschte stumm dem Lied. Bald, vielleicht in einigen Wochen, mußte auch er „ins falsche Welschland reiten“. Er brauchte nicht zu singen: „Fahr wohl mein teures Lieb!“ Ihm würde keines nachweinen. Ihm paßte viel eher das Lied:

Prof. Willy Stöwer: **Zeppeline über London.**

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir nen Ring dabei, —
Die Treu hat sie gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei ...

Ein Ringlein war zwar nicht gewechselt worden, aber lieb hatte er sie gehabt, die blonde Thekla unmenschlich lieb! Und sie ihn auch; sie sagte es ihm oft genug. Und goldene Zukunftsträume hatte er gesponnen, wie es sein würde, wenn Thekla auf seinem vom Vater ererbten, freilich arg verschuldeten kleinen Besitz als liebe Hausfrau neben seiner Mutter schaltete ...

Bis eines Tages der andere vom Militär zurückkam, der Sonnenwirts-Stephan, der flotte Husar! Da munkelte man bald von einem Doppelspiel der klugen Thekla. Und es kam, wie es so oft kommt; der reiche Freier siegte und führte die Braut heim. —

Drüben im Nachen begann man die zweite Strophe. Und ein prachtvoller Tenor sang jetzt mit und schwebte sieghaft über alle anderen Stimmen.

Ich denk an dich mit Sehnen;
Gedenk an mich mit Tränen ...
Fahr wohl, mein teures Lieb!

Joseph Hiltkamp wußte, ohne hinzusehen, wer der Sänger war. Nur der Sonnenwirts-Stephan hatte diese prachtvolle Stimme.

Ja, nun mußte er von seinem jungen Weibe scheiden. Ob die Thekla wohl ... Doch mit einem Ruck schüttelte Joseph die Gedanken ab. Was kümmerte ihn jetzt noch die Thekla? Seine Liebe zu ihr war damals in Trotz und Verachtung gestorben. Nie mehr hatte er an ein anderes Mädchen gedacht. Er wollte vom Heiraten nichts wissen, so sehr auch die Mutter drängte. Falsch waren sie alle! Treu und Glauben gab es nicht bei den Menschen ...

„Wir zwei, Lotte", flüsterte er und liebkoste den feinen Kopf des Tieres; „du bist treu und dankbar und hast nur mich."

Das Pferd wieherte freudig auf und rieb den Kopf an seiner Schulter.

„Na, Joseph, dein Gaul hat ja guten Sinn heut," rief einer der Männer ihm zu. „Is überhaupt zu verwundern, wie du mit dem Krüppel fertig werden kannst! Mein Fall wärs nich?"

„Krüppel?" fiel erstaunt ein anderer ein, offenbar ein Fremder. „So sieht doch das Pferd nicht aus. Scheint kerngesund und kräftig zu sein."

„Wenn es doch blind auf beiden Augen is!" erklärte der erste.

„Sie scherzen!" gab der Fragende lebhaft zurück. „Ich hab doch das Tier gesehen, ehe es auf die Fähre kam; es ging einen flotten, sichern Trab."

Er trat näher und betrachtete das Pferd. Er hatte schöne, glänzende Augen, nur in der Mitte lag über den Pupillen ein leichter Schleier.

„Jawohl," bestätigte Joseph Hiltkamp; „die Lotte ist blind geboren; sie sieht keinen Schimmer. Ich hab sie selbst aufgezogen. Sie ist jetzt drei Jahre alt, und ich kann sie zu allen Arbeiten brauchen, wie nur ein gesundes Pferd. Und klug und anstellig ist meine Lotte — nicht um tausend Taler gäb ich sie her!"

Der Fremde lachte: „Na, die Lotte würden Sie auch schwerlich loswerden. Wer kauft ein blindgeborenes Pferd!"

Lotte spitzte die Ohren, so oft ihr Name fiel, und drückte den Kopf enger an ihren Herrn, der ihr das glänzende Fell kraute. —

Da wurden die Kettengewinde aufgezogen, die Glocke klang, und die Fähre stieß ans Ufer. Langsam nahmen die Karren den Anlauf zum leichterhöhten Damm und verließen die Fähre. Joseph Hilkamp war der letzte. Sorgsam führte er sein Tier am Zügel, bis es über den Damm hinweg auf ebene Straße kam. Dann fuhr es leicht und frei seinen Weg, als gäbe es keine Gefahren und Hindernisse, keine Autos und elektrische Straßenbahnen. Es war ein rührender Anblick. Wie ein Kind an der Hand der Mutter sorglos am Abgrund wandelt — die Mutter läßt es nicht straucheln und hineinstürzen — so ging das blinde Pferd in sicherem Vertrauen auf seinen Herrn, nur durch ein leichtes Zügelanziehen, ein freundliches Wort gelenkt, unbekümmert durch das Sausen und Tuten und Klingeln und den tausendfach betäubenden Lärm der Großstadt.

Joseph Hiltkamp seufzte. Wenn er erst ausrücken mußte, wie würde dann das arme Tier sich schicken?

Seine ganze Sorge und Liebe gehörte seinem Pferde. Er hatte immer großes Mitleid mit den Leiden der stummen Kreatur gehabt. Und als sich damals herausstellte, daß das neugeborene Füllen blind war und nie das Licht des Tages schauen würde, da erfaßte ihn tiefes Erbarmen mit dem schönen, bejammernswerten, hilflosen Tier.

Was anfangen damit? Zur Arbeit würde es nie taugen. Nur ein unnützer Fresser war es. Es töten? Das brachte Joseph nicht übers Herz, seitdem er das Tierchen, das sich gewöhnlich eng an seine Mutter schmiegte, einmal gestreichelt und es

mit tastenden Bewegungen, gleichsam schutzsuchend seinen Kopf an ihn gedrückt hatte. Und auch die alte Stute wandte ihm den Kopf zu und sah ihn mit ihren schönen, glänzenden Augen ängstlich an, als flehte sie um Erbarmen.

Nein — töten konnte er das arme Geschöpf nicht. Vielleicht ... vielleicht konnte ein anderer Tierarzt noch helfen. Der hiesige hatte freilich gesagt, daß das Pferd blind bleiben würde; indeß, Joseph wollte sich einmal umhören, ob es nicht doch noch ein Mittel gäbe.

Es gab aber kein Mittel — die Augen blieben lichtlos wie zuvor.

Da war guter Rat teuer. Joseph überlegte mit der Mutter. Einen überflüssigen Verzehrer trug die stark belastete kleine Wirtschaft nicht.

„Vielleicht kann man et später bei de Nachbarn ausleihen — in der Dreschmaschine so immer in der Runde gehen, dat wird et vielleicht lernen," schlug die gutmütige Mutter vor.

Es schien Joseph kein verlockender Gedanke zu sein, immer stumpf in der Tretmühle zu trotten! Gleichwohl, es war ein Ausweg, und später würde sich alles finden.

Lotte, so hatte er das Füllen genannt, wuchs indes prächtig heran und schien sich durchaus auf längeres Bleiben in dieser dunklen Welt einzurichten. In den vier Stallwänden, die diese Welt umschlossen, hatte sie sich bald zurecht gefunden. Wohl stieß sie bange Laute aus, als nach einiger Zeit das Mutterpferd zeitweilig wieder zur Arbeit ausgeführt wurde, gewöhnte sich aber bald daran. Gehör, Geruch und Tastsinn schärften sich. Sie stand mit vorgeneigtem Kopf lauschend, wenn Joseph kam; schon von weitem erkannte sie seinen Schritt und drängte sich freudig an ihn. Nie überließ dieser die Wartung des Tieres dem einzigen Knechte — seine Lotte besorgte er selber! Er fütterte, putzte und striegelte sie; und das Tier lohnte es ihm mit großer Anhänglichkeit.

Es war ein Wendepunkt in Lottes jungem Leben, als ihr Herr sie zum ersten Mal aus dem Stall zog und auf den Hof brachte. Sie sträubte sich, sie zitterte vor Angst. Ihre großen Augen starrten entsetzt ins Leere. Sie wieherte jammervoll und war nicht zu bewegen, einen Fuß vorzusetzen — hinaus ins Graue Unbekannte.

Da schlang Joseph seinen Arm fest um ihren Hals, hielt ihren Kopf an sich gepreßt, so daß sie seine Nähe fühlte, und suchte mit der anderen Hand einen Fuß nach dem andern voranzuschieben wobei er zärtlich und liebkosend auf sie einsprach. Und siehe, es gelang schließlich. Das Pferd fühlte bei jedem Schritt Boden unter den Füßen und verlor nach und nach seine zitternde Unsicherheit.

So lernte Lotte langsam sich draußen zu bewegen. Es kostete freilich unendliche Mühe, ehe das scheue, bange, hilflose Tier selbständig einige Schritte tat. Doch der junge Bauer verlor die Geduld nicht. Immer hatte er ein Stückchen Zucker als Belohnung für seinen Zögling. Mit einem Leckerbissen, mehr noch mit kosenden Worten konnte Joseph das Tier schließlich über den ganzen Hof locken. Und als es ein Jahr alt war, kannte es jeden Fleck des Hofes und alle Ecken und Winkel und lief seinem Hern überall nach, sobald es seine Stimme auf dem Hofe hörte. Sein feiner Tastsinn bewahrte es vor Zusammenstößen. Es fühlte mit Sicherheit, wenn es vor einem Baum, dem Mauerwerk oder sonst einem Hindernis stand.

Von andern ließ Lotte sich nicht anfassen, noch weniger führen. Dann stand sie scheu und zitternd mit angegeweiteten Augen da. Aber Joseph brauchte nur einen lockenden Ruf auszustoßen, da lief sie gleich auf ihn zu und schüttelte freudig die Mähne, suchte nach seinen Händen, seinem Gesicht und wich nicht von seiner Seite.

Joseph fühlte sich stolz auf das Ergebnis seiner Erziehung und die Anhänglichkeit des Tieres. Es war eine stille, verschlossene, wortkarge Natur, aber sein Herz war weich und liebebedürftig wie das eines Kindes. Und um seine Liebe betrogen, wandte er alle Wärme und Zärtlichkeit seines Herzens dem verlassenen, hilflosen Wesen zu, das von ihm abhängig war, und ohne ihn zugrunde gehen mußte. Lotte wurde sein Liebling, sein Trost, seine Freude; und bald seine kluge Schülerin. Denn er lehrte sie nach und nach freilich mit unsäglicher Mühe und Geduld, alle Arbeiten, die ein gesundes Pferd verrichtet, und machte sie schließlich noch zu einer tüchtigen Arbeitskraft.

Die Mutter lächelte wohl manchmal, wenn er „so närrisch" mit dem Pferd war. Aber im Grunde freute sie sich, daß die Beschäftigung mit seinem Schützling ihm half, die Enttäuschung seiner Liebe zur Thekla zu überwinden und wieder ruhig und zufrieden zu werden. Auch sie hätte das schöne, treue Tier nicht mehr missen mögen. Aber mit Sorge dachte sie jetzt daran, was werden sollte, wenn ihr Sohn ins Feld mußte!

Sie war zwar noch ziemlich rüstig, und mit Gottes und guter Nachbarn Hilfe hoffte sie, die kleine Wirtschaft aufrecht halten zu können. Aber das Pferd? Den Knecht hatte man gleich zu Anfang des Krieges eingezogen. Joseph versuchte, das Tier an die Nachbarn zu gewöhnen, aber bisher vergebens. Nun, vielleicht würde Giesens

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Bernd, der sehr „tierliebend“ und Josephs Freund war, mit dem armen Geschöpfe fertig werden.

Der gefürchtete Tag kam bald: Joseph Hiltkamp mußte fort, um dem Vaterland zu dienen.

Er saß am letzten Abend Hand in Hand mit seiner Mutter auf der Bank vor der Türe. Seine Sachen standen fertig gepackt, überall hatte er Abschied genommen, alle Angelegenheiten geordnet und beredet. Nun feierten sie ihr letztes Beisammensein. Sie waren beide stille Menschen, die ohne viele Worte ihre Pflicht erfüllten. Aber sie verstanden einander auch ohne Worte und blieben stark und gefaßt.

Endlich brach Joseph das Schweigen. „Und dann noch eins, Mutter,“ sagte er bittend, „sei gut mit der Lotte. Denk so ein armes, blindes Geschöpf! Et wird ihr ohnehin hart sein, sie is so an mich gewöhnt! Un wenn se bang is vor den andern un nich arbeiten kann — Mutter zwing se nich! Laß sie dann ruhig im Stall. Dat bischen Fressen! Lang kann der Krieg ja nicht dauern, der alte Gott lebt noch und hilft uns schon. Die ygar Monate geben herum. Nich, Mutter, dat versprichst du mir?“

„Ja, ja, Jung, et soll ihr an nix fehlen. Wenn ich dich nur gesund wieder hab...“

Er biß die Zähne zusammen und drückte fest die Hand der Mutter. Dann ging er in den Stall und putzte und striegelte das Pferd sorgfältig — zum letztenmal!

„Lottchen, armes Tier,“ flüsterte er und streichelte und tätschelte ihren Kopf, „wie wirst du mich vermissen!... un ich dich!...“

Und am folgenden Morgen nach dem Abschied von der Mutter war sein letzter Gang in den Stall. Tapfer hatte er die Tränen heruntergeschluckt; als aber das arme Tier ihm freudig entgegenkam, um gewohnheitsmäßig hinausgeführt zu werden, da schoß es ihm heiß in die Augen. Und als es seinen Kopf so vertrauensvoll an ihn drückte, da schlang er seine Arme um den schlanken Hals — und weinte in die lockige Mähne hinein.

„Lotteken, mein Liebling, mein braves, treues Tier — ich muß scheiden — ich kann dich nicht mitnehmen...“

Und es war, als ob das Pferd seinen Schmerz verstände. Es begann zu zittern, es scharrte unruhig mit den Hufen und preßte seinen Kopf immer enger an ihn.

Joseph streichelte und liebkoste es — dann riß er sich los und ging schnell fort. Aber die Klagelaute des verlassenen, hilflosen Tiers klangen ihm nach, daß er glaubte, sie nie vergessen zu können.

Wochen und Monate gingen dahin. Joseph Hiltkamp war schon mehrmals in blutigen Gefechten gewesen, aber noch immer vor dem Tode beschützt geblieben — ein treues Mutterherz daheim betet für ihn. Er schrieb oft und sorgte sich um die Mutter, ob sie mit all der Arbeit auch fertig würde. Und in jedem Briefe fragte er nach Lotte.

„Mutter, denk dein Versprechen, das arme blinde Tier soll es gut haben! „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes,“ heißt es in der heiligen Schrift. Die Lotte ist mir ans Herz gewachsen, weil sie gar so viel hilflos ist.“

Und die Mutter schrieb: „Lotte ist gut versorgt und steht ruhig im Stall...“ Sie wollte ihm ja das Herz nicht schwer machen, indem sie ihm alles sagte.

Gut versorgen tat sie das Pferd auch, aber es ging ihm doch recht schlecht. Lotte schwand sichtlich dahin. Nachbars Bernd hatte wohl oft versucht, mit ihr auszufahren, und dazu sogar Josephs Joppe angezogen; aber Lotte ließ sich nicht täuschen. Sie suchte wohl an der Joppe herum und rieb ihren Kopf am Aermel, sie ließ sich auch aus dem Stall ziehen; aber weiter brachte Bernd sie nicht. Mit Güte und Strenge erreichte er es nicht. Das Tier war voll Angst und Scheu, die blinden Augen starrten weit aufgerissen wie vor einem unsichtbaren Schreckbilde.

Es blieb nichts übrig, als sie in Ruhe zu lassen. Und so stand sie im Stall, den Kopf lauschend vorgestreckt — sie wartete auf ihren Herrn! Tag für Tag harrte sie vergeblich. Und dann ließ sie den Kopf hängen und fing an, ihr Futter zu verschmähen.

Der alten Frau kamen die Tränen, wenn sie das Pferd in seiner Nacht und in seinem stummen Leid so unbeweglich stehen sah. Es magerte zusehends ab. Da ließ sie den Tierarzt kommen.

„Mangel an Luft und Bewegung, allgemeine Entkräftung,“ sagte er. „Das Tier trauert offenbar seinem Herrn nach — da ist wenig zu machen! Hab den Fall schon einmal gehabt. Ich will einen Trank verschreiben, dreimal täglich eingeben! Am besten verkaufen Sie den Gaul dem Pferdemetzger.“

Die Frau wehrte entsetzt ab. „Nie, nie! Unsere treue, arme Lotte! Das würde mein Sohn mir nie verzeihen!“

Der Arzt zuckte die Achseln und ging.

Mit jedem Tag erschien Lotte schwächer und abgezehrter; sie hielt sich kaum noch auf den Beinen. Die Lider lagen halb über den lichtlosen Augen, das einst so seidenglänzende Fell war matt und fahl.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Und eines Tages lag sie im Stall und rührte sich nicht mehr — sie war tot. —

Lange saß Frau Hiltkamp in ihrer Stube und weinte. Sollte sie es ihrem Sohn schreiben? Nein lieber nicht. Es machte ihm nur unnötiges Leid.

Und überhaupt — ob ein Brief ihn noch erreichte? Schon fünf Wochen hatte sie nichts von ihm gehört. Vielleicht...

„O Gott, erspare mir dies Opfer!" betete sie.

Für die alte Frau kamen trübe Tage voll Sorgen und Bangen. Nachts fuhr sie erschreckt aus dem Schlafe empor. Lebte er noch? War er gefallen? Vermißt?

Die vor kurzem noch so rüstige Frau wurde in wenigen Wochen ein gebeugtes altes Mütterchen.

Nach mehr als zwei Monaten kam ein Brief: ihr Sohn lag schwer verwundet in einem fernen Lazarett. Es gab keine Hoffnung mehr für ihn. Er verlangte nur, seine Mutter noch einmal zu sehen!

Am selben Tage reiste die gebrochene Frau zu ihm. — —

* * *

Im hohen, luftigen Saal lagen die Schwerverwundeten in ihren weißen Betten, die Hoffnungslosen — die Todgeweihten.

Joseph Hiltkamp war nach der Aufregung des freudigschmerzlichen Wiedersehens mit seiner alten Mutter in eine tötliche Schwäche gefallen und lag nun unbeweglich, kaum noch atmend. In wortlosem Schmerz saß die alte Frau an seinem Lager, nur leise seine linke Hand streichelnd — die rechte mitsamt dem Arm und einem Bein lag irgendwo in Flanderns blutgetränkter Erde.

Ihr einziger Sohn! Ihr Stolz, ihre Freude, ihre Stütze!

Was sollte aus ihr werden?

Heiße Tränen rannen aus den alten Augen.

Als habe der Todkranke ihre Gedanken gefühlt, schlug er plötzlich seine müden, fieberglänzenden Augen auf und hauchte: „Mutter — nicht weinen — Opfer bringen — fürs Vaterland... Gott wird schon — alles schlichten — für dich — sorgen..."

„Ja, ja, mein Lieber Junge," flüsterte die Mutter und schluckte an ihren Tränen.

„Mutter," — begann er nach einer Weile wieder, — „meine Lotte — hat sie mir — sehr nachgetrauert?"

Die alte Frau krampfte heimlich die Hände zusammen. Ach Gott, nun fragte er danach! Sie konnte ihm doch die Wahrheit nicht sagen... „Ja — sie hat arg getrauert."

Ein wehmütiges Lächeln überflog seine Lippen. Er murmelte: „Treues Tier! — Aber jetzt — hat sie — sich beruhigt?..."

„Ja, Kind, sie ist jetzt ganz ruhig geworden," sagte die Mutter mit erstickter Stimme.

Er lag wieder still und schloß matt die Augen. Dann setzte er von neuem an: „Mutter... ich hab — einen letzten Wunsch. Mutter... trenne dich nie von der Lotte — du sollst — sie — nie — verkaufen..."

Die Frau weinte herzbrechend. Noch sterbend sorgte er sich um das hilflose Tier, ihr armer Junge mit dem kinderweichen Herzen — um das Tier, das sich um seinen Herrn zu Tode getrauert hatte!

„Versprich es — mir, Mutter," — flüsterte er mühsam.

„Ich verspreche es dir, Joseph, ich will Lotte nie verkaufen," beruhigte sie ihn mit zitternder Stimme, und er ahnte nicht den Doppelsinn ihrer Worte.

Mit einem Lächeln auf den Lippen, die Hand der Mutter in der seinen, ist er am selben Tage ruhig eingeschlafen...

Gelungene Scherze.

In Unterstand schreibt der Füsilier P. einen Brief in die Heimat. Ein Kamerad bemerkt,, daß P. in der Ueberschrift „Geehrtes Freulein" schreibt und macht ihn darauf aufmerksam, daß „Fräulein" mit „a"-Umlaut geschrieben wird, weil es von der „Frau" abgeleitet sei. — P. meint darauf entrüstet: „Nu herre mol, „Freulein" kommt doch nicht von „Frau" — dat will doch erscht eene wern!" Landstm. Schuhknecht (im Felde).

Der kleine Kurt wird aus Raummangel im Schlafzimmer seiner Großmutter einquartiert, entdeckt des Morgens beim Erwachen, das Gebiß seiner Großmutter im Wasserglas und ruft in hellem Erstaunen: „Sieh mal, Großmutter, in dem Glase da lacht was!"

Das Warten.

Von Henriette Brey.

„Maikäfer flieg,
Der Vater ist im Krieg,
Der Vater ist in Engelland,
Engelland ist abgebrannt ...“

sangen die Kinder draußen auf dem freien Platz vor dem Krankenhaus. Es war zwar noch längst nicht Mai. Statt der Maikäfer flogen draußen weiße Flocken durch die Luft. Aber das vom Krieg und von England paßte doch so fein, und so sangen sie unbekümmert aus frischen Kehlen weiter.

Droben in den Krankensälen hob da und dort einer der Verwundeten den Kopf. Ein blondbärtiger Krieger, der auf zwei Krücken Gehversuche machte, lächelte versonnen vor sich hin ... „Maikäfer flieg, der Vater ist im Krieg“, so mochte sein kleiner Bub wohl auch singen und mit den kurzen dicken Beinchen den wirbelnden Flocken nachrennen! Und ein breitschultriger Bayer mit verbundenem Kopf brummte „Ja, wärs nur wirkli abgebrannt, dö sakrische England!“

Die schwarzgekleidete, blasse junge Frau, die oben in einem der Einzelzimmer neben dem Sterbebett ihres Gatten saß, verharrte regungslos. Kein Schatten von Bewegung glitt über ihre wie im Schmerz erstarrten Züge. Sie schien die Dinge der Außenwelt gar nicht wahrzunehmen. Sie bemerkte auch nicht, daß eine barmherzige Schwester hereinkam, die den Umschlag auf dem Kopfe des bewußtlosen Kranken erneuerte und mit einem leise geflüsterten Trostwort wieder ging. Verloren starrte sie vor sich hin, als sänne sie einem schweren Erleben nach. Als horche sie nach innen — oder als warte sie auf etwas Unabweisbares, auf ein grauenvolles Geschehen.

Ja, so war es — sie wartete. Sie wartete auf den Tod des Liebsten, was die Erde für sie trug. Sie wartete mit brennendem Schmerz — aber auch mit Sehnsucht, daß der bleiche Bote kommen möge, denn es war ein Erlöser! Er würde die fieberirren Augen schließen, die ständig stöhnenden Lippen verstummen lassen, die zuckenden Hände still auf die stillgewordene Brust legen.

O, dieses Warten ohne Hoffnung! Denn es gab keine Hoffnung mehr. Leutnant Heinz von Ortelsbach war dem Tode verfallen. Eine Kugel hatte die Wirbelsäule getroffen, ein Granatsplitter den Unterleib. Was menschliche Kunst vermochte, war geschehen. In mehrfachen Operationen hatten die Aerzte um das tapfere junge Leben gerungen. Doch umsonst. Es war ein schweres Sterben. Kein frischer fröhlicher Soldatentod auf dem Schlachtfelde, nein, ein langsames Hinsterben unter schleichenden Qualen.

Und nun war sein junges Weib zum letzten Lebewohl gekomen. Nicht in lautem Jammer kam sie, nicht in Herzeleid und Tränen. Nein, stumm und starr mit angstvollen Augen, als begreife sie die Wucht ihres Unglückes noch nicht. Die Ihrigen hatten sie nicht wollen reisen lassen. Denn weit war der Weg von Frankfurt bis zur niederrheinischen Industriestadt, wo Leutnant von Ortelsbach im Lazarett lag. Doppelt weit in ihrem schonungsbedürftigen Zustande — zehnfach weit, wenn man einem grausamen Schmerz entgegenfährt. „Elisabeth — o Kind, bleibe doch hier! Du erträgst es nicht“, klagte ihre kränkliche Mutter, die selber seit kurzem Witwenkleider trug. „Du findest den armen Heinz nicht mehr lebend. Und wenn auch, er wird ja nicht mehr zum Bewußtsein kommen, schrieb der Chefarzt. Bring das Opfer, verzichte darauf. Du mußt dich schonen, denk an das Kind!“

Elisabeth von Ortelsbach hatte nur einen müden Blick gehabt. Ach, das einst so ersehnte Zukunftsglück würde sich ja nie verwirklichen! Es würde ersticken in all dem Jammer! Vier Tote lagen schon auf ihrem Herzen, dagegen konnte das junge Leben nicht ankämpfen. Ja, vier Tote! Ihr Vater, der heißblütige, eisgraue Major, fiel an der Spitze seines Regiments. Ihre zwei Brüder lagen in Flanderns blutgetränkter Erde begraben. Und erst vor wenigen Wochen hatte der einzige Bruder ihres Mannes, der schlanke Fähnrich, sein junges Leben fürs Vaterland gelassen. Schlag auf Schlag traf es sie. Wie zermalmt, wie betäubt war sie. Und nun drohte ihr das Furchtbarste.

Elisabeth wunderte sich selbst, als sie in der Nacht dahinfuhr, daß in ihrer Seele keine Auflehnung, kein wildes Aufbegehren gegen ihr hartes Geschick war. Es war nur hoffnungslose, starre Verzweiflung darin. Wie ein Warten auf den letzten Todesstreich.

Eine kleine Episode fiel ihr plötzlich ein, die viele Jahre zurücklag. Sie hatte einmal mit andern einen Ausflug gemacht, und die fröhliche Gesellschaft war von einem schweren Gewitter überrascht worden und suchte Schutz in einem ländlichen Wirtshaus. Elisabeth stand am Fenster der niederen Stube und sah hinaus in das großartige

Schauspiel. Da fiel ihr Blick auf ein Pferd. Es stand vor dem Hause mitten auf dem Weg und war vor einen schweren Lastwagen gespannt, dessen Hinterrad durch eine Kette gesichert war, so daß er nicht von der Stelle konnte. Der Fuhrknecht hatte wohl nicht mehr Zeit gehabt, das Pferd abzuschirren. Vielleicht auch erbarmte ihn die Not der stummen Kreatur nicht. Und nun stand das arme Tier schutzlos dem furchtbaren Unwetter preisgegeben. Die Hagelschloßen prasselten nieder und zerschlugen ihm Kopf und Leib. Blitze lohten Donnerschläge krachten, und bei jedem Blitz und Schlag zuckte es zusammen mit Angstvoll geweiteten, flackernden, hilflosen Augen. Zitternd, mit bebenden Flanken duckte es sich scheu zusammen, als erwarte es jeden Augenblick den letzten entsetzlichsten Schlag.

Lange hatte sie diesen Anblick nicht vergessen können. Dies erbarmungslose hilflose Preisgegebensein hatte etwas erschütterndes. Und so hilflos preisgegeben einem furchtbaren Geschick war auch sie! Denn sie fühlte es mit unfehlbarer Sicherheit: der Tod würde nicht Halt machen vor ihrem Jammer, seine Sense holte aus zum letzten Schlag.

Und nun saß sie schon drei Tage und drei Nächte neben ihrem sterbenden Mann — und doch weltenfern von ihm, denn er wußte nicht um ihre Nähe. Kein Schimmer des Erkennens war in seinen ausgezehrten Zügen aufgedämmert beim Klang ihrer Stimme, bei ihrem Kuß. Das war das Herzzerreißende: lebendig tot sein, ihrer Liebe entrückt! In wirren Phantasien taumelte sein Geist durch die Jahre der Vergangenheit, irrte über das Schlachtfeld, rief sehnsuchtsvoll suchend nach ihr und war doch von ihr getrennt durch eine unsichtbare Mauer, über die es kein Herüberreichen gab. Kein Abschiedsblick, kein Wort von ihm sollte hinüberleuchten in ihre dunkle Zukunft.

Ja, drei Tage und drei Nächte wartete sie. Nur ab und zu ein paar Stunden bleiernen Schlafes im nebenanliegenden Gasthof, sonst saß sie immer unbeweglich neben seinem Bett. Die barmherzigen Schwestern waren barmherzig und ließen sie gewähren. Sie hatten ihr einen bequemen Sessel nahegerückt und brachten hin und wieder eine Tasse Milch oder stärkende Fleischbrühe. Die arme junge Dame mußte doch was zu sich nehmen, meinte Schwester Justina mitleidig, sie brach ja sonst zusammen! Ja, und dann dieses stumme Brüten! Wenn man sie nur etwas aus ihrer Starrheit reißen, sie ablenken könnte, dachte die gute Schwester bekümmert. Und sie legte ihr einmal die neuesten Zeitungen auf den Schoß.

„Gnädige Frau, die letzten Nachrichten vom Kriege. Es sind neue Siege! Vielleicht schauen Sie mal hinein, das zerstr—", sie stockte —, ein Blick traf sie, so unergründlich trostlos, daß es sie durchschauerte. O, Schwester — was kümmert mich noch die Welt da draußen? stand in diesem Blick. Mein Glück liegt in Scherben zu meinen Füßen. Leise schlich die Schwester hinaus, die Zeitungen nahm sie mit.

Der Arzt kam und sprach zu ihr, eindringlich, tröstend. Sie wurde nicht inne, was er sagte, die Worte glitten von ihr ab. Erschüttert stand er vor dem Todesringen des armen Kameraden. Kam denn noch immer nicht die Erlösung? Rätselhaft, unheimlich war dies verzweifelte Sichwehren des jungen Lebens. Und doch umsonst!

Elisabeth von Ortelsbach war wieder allein. Sie krampfte die Hände ineinander und wollte beten. Aber ihre Seele fand nur einen erstickten Aufschrei. Dann dachte sie an das viele Warten ihres und seines Lebens. Sie waren beide vermögenslos gewesen und hatten fünf Jahre auseinander gewartet, ehe sie gemeinsam die Fahrt ins Leben antreten konnten. Als der Krieg ausbrach und er nicht sofort mitausrücken konnte — er hatte sich bei einem Sturz vom Pferde eine Rippenquetschung zugezogen, die noch nicht ausgeheilt war —, als er fast zwei Monate lang in seiner Garnison Truppen ausbilden mußte: o, wie hatte er gefiebert und gewartet auf den Tag, da er hinaus durfte in Kampf und Sieg und — Tod! Für Elisabeth aber waren diese zwei Monate Gottesgeschenke gewesen, eine letzte Frist des Glückes.

Nun würde sie bald die letzte Fahrt mit ihrem Heinz machen. Denn wenn er ausgelitten hatte, sollte er in die Heimat übergeführt werden. Der Arzt hatte auf ihre Bitte schon alles vorbereitet. Ja, wäre er auf dem Schlachtfelde gefallen, sein schönstes Grab wäre dort gewesen, auf dem Felde der Ehre, inmitten seiner Kameraden. Hier aber, in dieser fremden Stadt, nein, nein, sie wollte ihn mitnehmen, ihren toten Heinz! Sein Grab war ja alles, was ihr von ihrem Glück übrig blieb.

Es durchzuckte sie plötzlich: hier lag er lebend — und sein Weib wartete auf seinen Tod, um seinen armen zerschossenen Leib mitzunehmen! Ein Wort der heiligen Schrift kam ihr in den Sinn: „Siehe, die Füße derer, die dich hinaustragen werden, stehen schon vor der Türe und warten . ."

Ein Stöhnen kam vom Bette her. Und dann — ihr Herz stand fast still — hatte sie sich getäuscht? Hatte er wirklich . . .? Ein heißes, wahnsinniges Verlang ensprang in ihr auf. Gott, o Gott, laß es Wahrheit sein!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ungleiche Kameraden oder „Riesen“ und „Zwerge“ im deutschen Heere.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Sie lag vor dem Bette auf den Knien Ihre Augen hingen fest an seinen Augen, seinen Lippen, bebend, fieberhaft. Ja, da war es wieder — wie ein Hauch: „El... Elisabeth!“ Und die zitternden Lieder hoben sich. Ein Erkennen lag in den dunklen Augensternen.

Sie warf sich über ihn. „Heinz... mein Heinz — o Heinz!“

Suchend und schwerfällig tastete seine Hand sich empor. Sie nahm sie und legte ihr zuckendes Gesicht darauf — und aus der Tiefe ihrer Seele drang ein krampfhaftes, wehes Aufschluchzen.

„Heinz... o Liebster... mein Einziggeliebter!“

Er röchelte schwer. „Liebling... nicht weinen — Opfer bringen fürs Vaterland. Sei stark...“

Ein Sturm durchrüttelte sie: „O mein Heinz! Geh nicht von mir... Ich kann nicht leben ohne dich. Laß mich sterben mit dir!“

„Mein süßes Weib,“ — mühsam formten sich die Worte, wie aus Abgründen herausgeholt, — „du sollst leben... für unser Kind...“

Die Augen schlossen sich, fahle Schatten huschten über das schon unirdische Gesicht, über das der Tod eine ganz unsagbar edle Schönheit breitete. Eine Weile lag er besinnungslos, dann kehrte seine Seele noch einmal über die Schwelle des Bewußtseins zurück.

„Jesus, dir sterb ich...“ flüsterten die blassen Lippen. Unverständliche Worte folgten — und dann: „Elisabeth komm... küsse mich noch einmal...“

Ihre Tränen überströmten sein Gesicht, ihre Lippen brannten auf seinem Munde, seinen Augen, seiner Erkaltenden Hand. Ob er die Liebkosungen seines jungen Weibes noch spürte?

Bewußtlos glitt Elisabeth zu Boden.

In derselben Nacht wurde Heinz von Ortelsbach erlöst.

* * *

Wochen rannen dahin, jede eine kleine Ewigkeit. Und der Tod ging klirrend durch die Straßen und Gassen und trat durch breite, vornehme Eingänge und niedere Türen und brachte die letzten Abschiedsgrüße. Wochen waren es voll blutiger Kämpfe, voll schweren Ringens. Voll von Harren und Warten, von demütigem Gottvertrauen, heroischem Opfermut, heißem Gebet. Und durch alle Tage wehte die Begeisterung und stolze, unerschütterliche Siegeszuversicht des deutschen Volkes. Und durch alle Stunden pulste der Herzschlag von Millionen deutscher Frauen und Mütter und Schwestern und Bräute, die um ihr Liebstes bangten.

Elisabeth von Ortelsbach stand jenseits des großen Erlebens. Ihr Herz war kalt und tot, ihr Lebensnerv durchschnitten. Gleichgültig, mechanisch lebte sie dahin. Sie weinte und klagte nicht, still und wortlos saß sie den ganzen Tag an ihrem Fensterplatz oder vor dem Schreibtisch ihres Gatten und starrte ins Leere.

Nur der tägliche Gang zu seinem Grabe auf dem schöngelegenen Ehrenfriedhofe unterbrach dies Tun.

Voll Sorge beobachtete ihre Mutter sie. Die alte weißhaarige Dame, die selber alles verloren hatte, bangte sich um ihr einzig übriggebliebenes Kind. Wenn sie doch weinen und jammern wollte! Da konnte man doch trösten! Die leidenschaftlichsten Schmerzensausbrüche wären besser gewesen als diese Starrheit, diese stumme, tödliche Gleichgültigkeit. Der alte Hausarzt schüttelte den Kopf: „Irgend etwas müßte sie herausreißen aus diesem schwermütigen Brüten, sonst geht sie daran zugrunde.“

Manchmal kam eine seltsame Unruhe über sie, wie ein gespanntes Erwarten. Worauf wartete sie? Sie wußte es nicht. Ach, ihr Glück lag ja draußen eingesargt. Die Mutter laß ihr Zeitungen vor, Kriegsberichte: las von den Heldentaten unserer tapferen, treuen Truppen. Das mußte sie doch aufrütteln! Aber sie hatte nur ein abwesendes Nicken, und wenn die alte Dame, oft mit Tränen in den Augen aufschaute, mußte sie bemerken, daß Elisabeth nichts gehört hatte, daß sie verloren ins Weite blickte. — Was ging das alles sie an?!

Doch dann kam eines Tages die große gewaltige Erschütterung. Lange, lange hatten die Siegesglocken geschwiegen. Es war still geworden im Westen und im Osten — die Stille vor einem großen Ereignis. Ein geheimes Warten lag in der Luft. Und plötzlich — wie ein Jubelsturm fingen alle Glocken an zu läuten, ungestüm, feierlich, freudenvoll, himmelstürmend! Von allen Türmen der Stadt sangen und klangen sie in brausendem Hochgesang. „Sieg! Sieg!“ klang es auf den Straßen. Und die Menschen lachten und weinten, Frauen umarmten sich, Freunde schüttelten sich freudig die Hände, Kinder jauchzten — alles war außer sich vor Freude.

„In Rußland!... Hindenburg! Ein großer Sieg über die Russen!“ stiegen die Ausrufe gleich Leuchtraketen in die Luft. Die Fahnen flogen heraus, Trompetenklänge schallten irgendwo, und mit einem Male erklang es aus tausend begeisterten Kehlen: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“...

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Elisabeth von Ortelsbach stand am offenen Fenster ihres Hauses und blickte mit weitgeöffneten Augen auf den freien Platz herunter, auf dem die jubelnden Menschenmassen sich bewegten. Ein zittern lief durch ihren Körper. Sie fuhr mit der Hand über die Stirne, wie aus tiefem Traume erwachend. Und die Glocken sangen und sangen ihr ins Herz hinein. Und sie lauschte den wundersamen Stimmen, die in ihr raunten und flüsterten und schluchzten und beteten, die an den Riegeln ihres Herzens rissen. Sie fühlte, daß die Mauer, die sie um sich gebaut, niedersank, daß das Grundeis ihres erstarrten Herzens brach und eine warme Welle es überflutete, wärmend, alle Bitterkeit hinwegschwemmend.

„O Vaterland ... o Deutschland!" hatten ihre Lippen das geflüstert? Ihre Augen wurden feucht, und nun wußte sie plötzlich, das Vaterland ging sie doch etwas an! ... Sie durfte nicht abseits stehen, nicht in Leid versinken. Das Vaterland hat ihr Liebstes zum Opfer gefordert, aber es hatte noch mehr zu fordern: ihre Anteilnahme, ihre Liebe, ihren Herzschlag, ihre freudige Hingabe!

Sie faltete die Hände, ihr Gesicht war von Tränen überströmt. „O Heinz, mein Geliebter! Auch du hast teil an diesem Sieg! — an jedem Siege! Auch du hast geholfen, das Vaterland zu retten. Dein junges Leben gabst du dahin ... Ich will nicht kleiner sein als du, ich will dein tapferes Weib sein ..."

„Elisabeth, Kind — ein großer Sieg — hörst du die Glocken?" Atemlos kam die alte Dame herein.

„O Mutter!" Elisabeth warf sich an ihre Brust. „Die Glocken haben mein Herz zum Leben erweckt. Ich will meines tapferen Helden würdig sein!"

Und dann wartete Elisabeth von Ortelsbach auf einen Tag, der ihres Glückes Krönung hatte sein sollen und der ihr jetzt Trost und Ersatz schenken sollte. Ein wonniger blütenschwerer Mai brach an. Nur daß so viel Blutstropfen in den Knospen hingen, nur daß die schneeigen Blüten so rot durchschimmerten wie von Herzblut. Der Flieder duftete, im Garten schluchzte die Nachtigall.

Da lag Elisabeth bleich und müde in ihren Kissen, ein stilles Leuchten in den Augen. In ihren Armen hielt sie ein weißes Spitzenbündel, daraus ein zartes Köpfchen lugte. Für den verlorenen hatte sie einen kleinen Heinz wieder bekommen! Sein Kind, seiner Liebe Vermächtnis! Sein Kind das mit seinen dunklen Augen sie anblickte, seine heißgeliebten Züge trug! O nun durfte sie nicht mehr unglücklich sein, nun ging ihr eine neue Welt auf. Sie faltete die Hände zu stillem Herzgebet.

Die Stimmen spielender Kinder drangen empor. „Maikäfer flieg, der Vater ist im Krieg, der Vater ist in Engelland, Engelland ist abgebrannt, Maikäfer flieg ..."

Sie lächelte. Ein wehmütiges Lächeln, worin das tiefe Weh um den Verlorenen nachzitterte, aber doch ein Lächeln. Nein, diesmal gab ihr die Kinderweise keinen Stich durchs Herz. Wenn auf dem Grab ihres geliebten Toten die Rosen — die brennendroten Rosen, die er so liebte, einmal, zweimal geblüht hatten, würde der kleine Heinze auch singen: „Maikäfer flieg, der Vater ist im Krieg" — er, der seinen Vater nie kennen würde!

Gewaltsam preßte sie die aufquellenden Tränen zurück und küßte das zarte Gesichtchen.

„Dein und mein Kind", flüsterte sie. „O mein Vielgeliebter, in deinem Sinne will ich ihn erziehen! Möge er dereinst so tapfer und treu und edel wie du werden, deines Namens, deines Heldentodes würdig."

Allerlei.

Ein schlagfertiger Schüler. Der Leiter einer höhern Lehranstalt in Amerika weiß in den „Continental Times" folgendes Schulgeschichtchen zu erzählen: Eines Tages gab ich einem aufgeweckten Jungen in der Algebrastunde eine verhältnismäßig leicht zu lösende Aufgabe auf. Er brachte es nicht fertig. „Du solltest dich eigentlich etwas schämen", sagte ich. „In deinem Alter war Georg Washington schon ein Feldmesser." Der Junge schaute mir ins Gesicht und antwortete: „Und in Ihrem Alter war er Präsident der Vereinigten Staaten."

Der Sachse als Bursche. Ein sächsischer Oberleutnant, der allerdings körperlich nicht gerade eine Größe genannt werden kann, befiehlt beim Verlassen seines Quartiers seinem gleichfalls sächsischen Burschen: „Gib den Blumen im Zimmer frisches Wasser und schneide eine Handbreit die Stile ab!" Bei der Rückkunft findet er den ob solchen Befehls immer noch erstaunten Burschen, wie dieser von jedem Bein der Stühle eine Handbreite absägt. Befehl ist Befehl!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Echte.

Humoristische Skizze von F. Schrönghammer-Heimdal.

Es klopfte. Auf mein „Herein!“ erschien ein stattlicher, breitschultriger Mann in den besten Jahren im Türrahmen, blieb mit lächelnd-verzückter Miene eine Weile stehen, und mit den Worten: „Andreas, altes Haus, grüß dich Gott!“ umarmte er mich, daß mir die Rippen krachten. Scheinbar selbst erschöpft von der Anstrengung, ließ er sich dann auf das Sofa nieder, klatschte mit den Händen auf die Knie und sagte in einem fort: „So treffe ich dich wieder, so treffe ich dich wieder! Wer hätte das gedacht? Beinahe hätte ich dich nimmer erkannt!“

Nachdem ich mich von meinem Staunen etwas erholt hatte, wagte ich die schüchterne Frage: „Ja, erlauben Sie mir, mit wem habe ich denn eigentlich die Ehre?“

Da schlug der Mann eine gelle Lache auf: „Jetzt kennt er mich nimmer! Köstlich! Jetzt kennt er mich nimmer, seinen alten Freund, den Müllerseppl!“

Mein Hirn „müllerte“ alle Müller im allgemeinen und die Müllerseppl im besonderen durch, die mir in meiner müllerreichen Vaterstadt je über den Weg gelaufen waren, aber ich konnte mich wirklich und wahrhaftig nicht entsinnen, diesen gegenwärtigen Müllerseppl je einmal gesehen zu haben. Der Fremde merkte meine Verlegenheit und kam mir zu Hilfe: „Du bist doch der Huber Andrederl?“

„Andrederl? Mein Name ist Johann Georg Huber.“

„Johann — Georg — —?“

Nun war das Erstaunen auf Seiten des Fremden: „Sollte ich mich — aber es ist nicht möglich!“

„Ich glaube bestimmt, daß hier eine Täuschung vorliegt, ein Irrtum in der Person, wie er wohl öfter vorkommt.“

„Mir will es auch so scheinen. Ach entschuldigen Sie mir, aber den Andrederl Huber kenne ich sehr gut, und diese verblüffende Aehnlichkeit mit Ihnen ... Das ist mir interessant ... Sie gestatten wohl, daß ich mir eine Zigarre anstecke?“

„Bitte sehr!“

„Sehr liebenswürdig. Na, dieser altmodische Zigarrenabschneider funktioniert auch nicht mehr recht. Meine Firma bringt einen Patent-Taschenschneider „Knips-Knaps“ in den Handel, den ich Ihnen aufs wärmste empfehlen kann. Ich glaube, ich habe sogar einn Stück mit — o ja, sehen Sie nur — darf ich es Ihnen anbieten?“

„O bitte, aber kann ich mich revanchieren?“

„Ah bah! Na — dieser Huber Andrederl ist Geometer geworden, soviel ich erfahren habe ...“

„Sehen Sie und ich bin Schriftsteller!“

„Schriftsteller? Donnerwetter! Aha! Darum war mir Ihr Name gleich so bekannt! Johann — Georg — Huber. Ganz richtig, den Namen habe ich schon oft und oft gelesen. Sie haben das große berühmte Werk — wie heißt es nur wieder? — herausgegeben ...“

„Nein, an selbständigen Buchwerken habe ich bis jetzt nichts an die Oeffentlichkeit gegeben. Ich arbeite nur für Zeitschriften.“

„Für Zeitschriften? Das ist aber schade! Sie sollten ihre Arbeiten in Sammelbänden herausgeben. Darf ich Ihnen dienen? Meine Firma übernimmt Druck und Kommissionsverlag zu glänzenden Bedingungen! Sie zahlen lediglich die Herstellungskosten und sind mit einem Schlage ein berühmter Mann. Ihre Werke erscheinen dann in der Verlagsabteilung „Weltbücherei“ und — Sie kennen doch die violetten 50-Pfg.-Bändchen?“

Ich kannte sie nicht und schwieg deshalb.

„Natürlich kennen Sie dieselben? Aber Donnerwetter, es scheint, ich habe mich mit Ihrem alten rostigen Zigarrenabschneider gekneift. Wie unvorsichtig! Gottlob, daß ich das bekannte Heftpflaster meiner Firma — Sie kennen doch „Salvafix-Pflaster“? — stets mitführe. Ich lasse Ihnen mit Vergnügen einen Karton da. Aber wie leicht können durch derartige Instrumente die schrecklichsten Katastrophen entstehen! Denken Sie nur, das Ding ist rostig und die Blutvergiftung, die meist einen letalen Ausgang nimmt, ist fertig. Sie bringen dadurch nicht bloß über sich, sondern auch über ihre Frau und Familie das größte Unheil.“

„Ich bin unverheiratet.“

„Ausgezeichnet! Sie haben ganz recht getan, nicht zu heiraten, wenigstens bis jetzt nicht. Meine Firma bietet Ihnen nämlich in dieser Hinsicht eine Auswahl ohnegleichen. Wir führen nur Damen von 50 000 Mark aufwärts und beanspruchen lediglich 10 Prozent Provision, zahlbar in monatlichen Raten a 20 *M.* vom Trauungstage an. Sie sehen, daß wir unseren Kundschaften in kulantester Weise entgegenkommen ...“

„Nein, danke, ich heirate wirklich nicht. Eine Frau wäre bei meinem Beruf eine zu große Störung.“

„Gut, dann nehmen wir eine Haushälterin. Wir vermieten perfekte Haushälterinnen mit Beköstigung von 30 Mark monatlich aufwärts. Da

sie eine solche nach unseren Bedingungen jederzeit ohne Kündigung entlassen können, ersparen Se sich jede peinliche, Ihren herrlichen Beruf schädigende Aufregung."

Mir wurde zweierlei. Was wollte ich diesem Ungeheuer noch entgegnen? Auf jede Absage wußte er ein neues Angebot.

Ich brauche wirklich nichts, weder eine Person noch eine Sache. Auch in der Lebensversicherung bin ich schon, zweimal sogar!"

„Wie Sie das sagen! Als ob ich mich Ihnen aufdrängen wollte. Aber gewiß nicht. Ich will Sie auch wirklich nicht länger stören. Nur in Ihrem eigensten Interesse möchte ich Sie noch bitten, die Versicherungsbedingungen meiner Firma an der Hand dieses Prospektes, den ich Ihnen da lasse, mit denen Ihrer Anstalten zu vergleichen. Ich bin überzeugt, daß sie noch heute Ihre bisherigen Versicherungen kündigen und zu uns kommen. Bedenken Sie, wir haben sogar — ohne Prämienerhöhung — eine Abteilung für Bierleichen und Scheintote!"

Ich stöhnte. Scham, Zorn und Aerger kämpften in mir. Wenn ich nur den Menschen los hätte.

Gottlob. Da klingelt es wieder. Ein Besuch. Aber es war nur die Waschfrau, die mir die Stärkwäsche brachte.

„Jetzt wär ich beinahe schon gegangen," meinte das Ungeheuer, „aber wenn ich noch eine Sekunde bleibe, geschieht es wiederum in Ihrem eigensten Interesse. Zwei Dinge lassen sie mich noch besprechen, bitte. Ihre Klingel und ihre Wäsche. Sehen Sie" — er nahm aus dem Wäschebündel einen Kragen heraus — „dieser Kragen ist zu steif gebügelt und überdies ausgefranzt. Das kommt aber nicht vom Tragen, sondern vom Bügeln. Wenn Sie auch in Wäsche als moderner Schriftsteller mit der Zeit gehen wollen, dann wählen Sie nur zwischen zweien: entweder Leinenwäsche aus diesem Katalog, die Ihnen in unserer eigenen Anstalt gereinigt wird, oder Dauerwäsche aus diesem Katalog. Letztere würde ich Ihnen besonders empfehlen können —"

„Mein Herr ich habe wirklich nicht mehr Zeit. Ich muß um zehn Uhr —"

„Nur noch die Klingel, bitte! Das geht einem durch Mark und Bein, wie die lärmt und schrillt! Es scheint, sie stammt noch aus Methusalems Zeiten, uraltes System. Wenn Sie in Ihrem Berufe nichts vorwärts kommen, dann ist diese Klingel schuld, deren Lärm jeden Schwung der Phantasie vernichtet. Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen morgen einen unserer Spezialingenieure zur Gratisaufnahme eines noch unverbindlichen Kostenvoranschlages herbestelle. Wir liefern Patentläutewerke mit Gongschlag. Wie wohltuend muß das sein —"

„Hören Sie auf, ich habe wirklich schon Kopfweh."

„Kopfweh? Sehen Sie, das kommt von Ihrer Klingel! Gegen dieses nervöse Kopfweh gibt es nichts vorzüglicheres als unseren elektrischen Kopfmassagegürtel „Zentrifugal" a 5 Mark. Ich werde Ihnen ein Exemplar überweisen lassen, zunächst zur Probe. Bei Nichtkonvenienz verpflichten Sie sich nur zur Rücksendung franko gegen franko."

„Ich will nichts und sende nichts zurück. Lassen Sie mich endlich ungeschoren!"

Sie senden den Gürtel nicht zurück? Ganz recht. Sie sind also im vorhinein von seiner vorzüglichen Wirksamkeit überzeugt. Aus Erkenntlichkeit lasse ich Ihnen unser bekanntes Kochbuch für Geistesarbeiter mitgehen, Sie werden Ihren Bedarf an Konserven —"

„Hinaus!"

Ich riß die Türe auf, daß sie in den Angeln ächzte.

„Eine Sekunde noch! Nur eine einzige Sekunde noch! Haben Sie das Kreischen und Knarren der Türbänder gehört? Total verrostet! Wenn Sie es nicht vorziehen, die Metallteile Ihrer Türen durch unsere immunen Stahlbänder neu montieren zu lassen, dann nehmen Sie wenigstens unser Schmieröl, Weltmarke „Imperator"; drei Tuben a 0,35 Mark reichen."

„Ich reiche auch! Hinaus sage ich, oder —!"

„Ich gehe schon! Ich gehe ja! Sie sehen doch, daß ich gehe? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich gehe? Genügt Ihnen das nicht?!"

Ich zerrte an seinen Rockflügeln mit einer Kraft, die englisch Leder wie Zeitungspapier zerrissen hätte. Aber diese Rockflügel hielten. Der Mann stand unbeweglich. Triumph leuchtete aus seinen Augen.

„Sehen Sie?, sehen Sie? Wenn ich nun gegangen wäre, wer weiß, ob Sie in Ihrem Leben noch Gelegenheit gehabt hätten, unsere unzerreißbaren Kleiderstoffe kennen zu lernen. Ich trage den Anzug sieben Jahre. Wenn Sie sich keinen solchen Anzug bestellen, dann sind Sie —"

„Was bin ich?"

„Ein Esel!" Mit aller Seelenruhe sagte er es.

„Welch unerhörte Beleidigung! Ich werde Sie verklagen."

„Bitte tun Sie es nur ruhig. Erst vorige Woche hatte ich wegen des gleichen Rates Verhandlung vor Gericht. Was bezweckte der Kläger? Ich wurde freigesprochen, weil ich den glänzenden

Nachweis für die Wahrheit meiner Behauptung erbrachte, der Kläger hatte die Kosten zu tragen und wurde in allen Witzblättern karrikiert, und die Gerichtsherren gaben mir je einen Anzug aus unserem Universalstoff in Auftrag. Also verklagen Sie mich, Sie, Sie Esel!"

„Hinaus, hinaus, hinaus!"

Und er ging. Aber unter der Tür wandte er sich nocheinmal um: „Ich habe Ihnen mein Ehrenwort gegeben, daß ich gehe. Und ich gehe auch, wie Sie sehen, wenn ich auch bedaure, die kostbare Zeit bei Ihnen umsonst vertrödelt zu haben. Ich hätte in dieser halben Stunde für mehrere tausend Mark Abschlüsse machen können. Aber, Gott sei Dank, hat man es nicht immer mit so stupiden Idioten wie Schriftstellern zu tun..."

„Wie sagten Sie?"

„Idiot!"

Ich riß den Revolver aus der Schublade meines Schreibtisches und zielte: „Entweder — oder! Eins — zwei — drr..."

„Drei!" sagte das Scheusal und stand wie ein Fels.

„Was wollen Sie mit dem Instrument? Wenn Sie losdrücken kracht es. Das Haus dröhnt von der Detonation, die Leute laufen zusammen. Sie werden verhaftet. Wenn Sie schon schießen wollen, dann legen Sie sich unseren knall- und rauchlosen Repetierrevolver „Tarnkappentreff" bei. Mit dieser Waffe können sie in einer Minute fünf Dutzend Individuen den Garaus machen mit einer Lautlosigkeit, daß Sie einen Floh husten hören. Hier ist die Waffe."

„Geben Sie her! Preis?"

„50 Mark!"

„Hier." — Er steckte die 50 Mark ein und ging — ging wirklich. Ich hielt den Revolver, die Wundwaffe, in Händen! Ich preßte sie ans Herz! Nun soll mir noch einmal einer kommen, so ein „Echter"!

Das Mütterlein.

Von Henriette Brey.

Im Dorf im kleinen Stübchen,
Beim letzten Abendschein
Weint um den Sohn, den toten
Ein altes Mütterlein.

Als kaum der Krieg begonnen
Traf ihn die Kugel schon,
Riß sterbend ihn zu Boden —
Er war ihr einz'ger Sohn!

Sie trocknet ihre Tränen
Er starb fürs Vaterland,
Daß nicht die teure Heimat
Gerat' in Feindeshand.

O Vaterland, dir weih ich
Mein letztes Lebensglück,
Ob auch mein einz'ger Junge
Kehrt nimmer mehr zurück!

Die kalten Winde wehen
Wohl um sein fernes Grab,
Doch Gottes ew'ge Sterne
Schaun treu auf ihn herab.

Ob auch mit seinem Scheiden
Mir jede Freude schwand:
Er starb, wie Helden starben
Für dich, lieb Vaterland!"